

Bettina Hollstein
*Was hält unsere
Gesellschaft
zusammen?*

Erfahrungen in
einer Suppenküche
in Ostdeutschland



Was hält unsere Gesellschaft zusammen?

Apl. Prof. Dr. *Bettina Hollstein* ist wissenschaftliche Geschäftsführerin des Max-Weber-Kollegs für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt.

Bettina Hollstein

Was hält unsere Gesellschaft zusammen?

Erfahrungen in einer Suppenküche
in Ostdeutschland

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Gefördert aus Open-Access-Mitteln der Universität Erfurt.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz »Creative Commons Namensnennung-Nicht kommerziell-Keine Bearbeitungen 4.0 International« (CC BY-NC-ND 4.0) veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

Verwertung, die den Rahmen der CC BY-NC-ND 4.0 Lizenz überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für die Bearbeitung und Übersetzungen des Werkes. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen. Die Beltz Verlagsgruppe behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.



ISBN 978-3-593-52191-6 Print

ISBN 978-3-593-46363-6 E-Book (PDF)

DOI 10.12907/978-3-593-46363-6

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Einige Rechte vorbehalten.

© 2025 Campus Verlag in der Beltz Verlagsgruppe GmbH und Co. KG

Werderstr. 10, 69469 Weinheim, info@campus.de

Umschlaggestaltung: Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG

Umschlagmotiv: © Renate Schwarz Kraft | <https://www.schwarz-kraft-lebendig.de>

Satz: le-tex xerif

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag (ID 15985-2104-1001).

Printed in Germany

www.campus.de

Meinen Eltern

Inhalt

Vorbemerkung – Warum dieses Buch?	9
1. Krisendiagnosen und wie sie den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedrohen – insbesondere in Ostdeutschland	13
2. Bürgerschaftliches Engagement – Eine Lösung zur Rettung der Demokratie?	17
3. Zuhören – Die Stimme der Engagierten	23
Welchen Rahmen bietet die Suppenküche?	24
Wer sind die Engagierten?	28
Was sind die Probleme, die die Engagierten umtreiben?	35
Welche Erfahrungen sind prägend?	43
Was wünschen sie sich für die Zukunft?	53
4. Beobachten – In welchem Kontext, unter welchen Bedingungen findet die Arbeit in der Suppenküche statt?	61
Wie ist die Personalsituation?	61
Welche Rolle spielt die christliche Wohlfahrtsorganisation?	69
Selbstverständnis und partizipativer Anspruch	73
5. Verstehen – Engagement, Resonanz, Demokratie	83
Engagement als tätiges Handeln	83
Resonanz Erfahrungen und gutes Leben	93

Vom Geben und Nehmen in der Demokratie	99
6. Wider die Resignation – Was wir tun können	105
Literatur	111
Anmerkungen	117

Vorbemerkung – Warum dieses Buch?

Ehrenamtliches Engagement ist eines meiner Forschungsgebiete,¹ doch diese Tatsache war nicht der Anlass dafür, mich in einer Suppenküche zu engagieren, und schon gar nicht, darüber ein Buch zu schreiben. Der Anlass war vielmehr die Begegnung mit einer indischen Kollegin, die als Juristin nicht nur forscht und wissenschaftliche Artikel schreibt, sondern auch konkrete Rechtsberatung für benachteiligte Menschen wie Dalits (»Unberührbare« im indischen Kastenwesen) oder Adivasi (»Stammesgemeinschaften«) gibt. Das hat mich nachdenklich gemacht und motiviert, nicht nur über ehrenamtliches Engagement zu forschen und zu schreiben, sondern auch mich selbst in einem Feld zu engagieren, das benachteiligte Menschen in den Blick nimmt und sie unterstützt. Ende 2018 habe ich Kontakt mit der Suppenküche eines kirchlichen Trägers aufgenommen, und nach diversen Formalitäten (Beratungsgespräch, polizeiliches Führungszeugnis, Gesundheitsnachweis) startete ich im Januar 2019 mein Engagement in der Suppenküche. Da ich in Vollzeit beschäftigt bin und auch Familienpflichten habe, habe ich von vornherein meine zeitliche Verfügbarkeit auf realistische fünf Stunden im Monat eingeschätzt, also einen Samstag im Monat.

Im Laufe meiner Mitarbeit ist mir aufgefallen, dass sich meine Kolleginnen und Kollegen in der Suppenküche von den »typischen Ehrenamtlichen«, die ich aus der Forschung kenne, unterscheiden. Der typische oder durchschnittliche Ehrenamtliche ist nämlich eher männlich als weiblich, gebildet, berufstätig, gehört der Mittelschicht an, ist mittleren Alters, hat eine Familie und eine Kirchenmitgliedschaft, keinen Migrationshintergrund und verfügt über ein überdurchschnittliches Einkommen.² Meine Kolleginnen und Kollegen entsprachen nicht diesem Bild, sondern lebten überwiegend von Hartz IV (jetzt Bürgergeld). Das fand ich ungewöhnlich,

und darum habe ich ein Forschungsprojekt bei der Deutschen Stiftung für Engagement und Ehrenamt beantragt, bei dem es um das Engagement von sozial benachteiligten Menschen ging, das ich unter anderem in Zusammenarbeit mit dem Bundesverband der Mütterzentren durchgeführt habe.³ Wichtig war mir, die Engagierten selbst zu Wort kommen zu lassen und ihre Meinungen und Ideen zu hören.

Mit diesem Buch möchte ich diesen Menschen, die sich selbst in prekären Situationen befinden und trotzdem für andere engagieren, eine Stimme geben und ihre Erfahrungen zugänglich machen. Dabei scheint es mir wichtig, auch den Kontext genauer zu beobachten, in dem ein solches Engagement möglich ist, und inwiefern dieser gelingendes Engagement behindert oder fördert. Schließlich will ich versuchen, diese Erfahrungen zu verstehen und einzuordnen vor dem Hintergrund der Frage, was Engagement zur Demokratie beitragen kann. Insofern möchte ich mit meinen Überlegungen auch die übergreifende Frage beantworten, was unsere Gesellschaft zusammenhält. Diese Frage scheint mir insbesondere dann wichtig zu sein, wenn wir in Anlehnung an den zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr einflussreichen amerikanischen Philosophen John Dewey (1859–1952) Demokratie nicht als eine bloße Regierungsform verstehen, sondern als eine Form des Zusammenlebens.⁴

Was erwartet die Lesenden? Ausgehend von einer knappen Krisenbeschreibung unserer gegenwärtigen Gesellschaft (1.), die eine zunehmende Spaltung und Zersplitterung diagnostiziert – mit negativen Folgen für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Demokratie, speziell im Osten Deutschlands –, schaue ich mir einen Lösungsweg an, der immer wieder genannt wird, nämlich die Förderung gesellschaftlichen Engagements (2.). Dieser Weg, der in der Politik und den Medien relativ unumstritten ist, wird aber auch kritisiert und insbesondere das soziale Engagement als Ausbeutung angeprangert. Dabei reden beide Seiten – Befürwortende wie Kritisierende – häufig *über* Engagement und Engagierte. Wichtig scheint mir aber, *mit* Engagierten zu sprechen (3.). Daher kommen hier Engagierte einer Suppenküche im Osten Deutschlands zu Wort und schildern mit eigenen Worten ihre Situation, die Probleme, die sie bewegen, ihre Erfahrungen und Wünsche. Dabei spielen die Situation und der Raum, in dem das Engagement stattfindet, eine zentrale Rolle, und diese Rahmenbedingungen sollen daher ebenfalls in den Blick genommen werden (4.), um verstehen zu können, was unsere Gesellschaft zusammenhält (5.). Hierfür nutze ich Theorieangebote der zeitgenössischen deutschen Sozio-

logen Hans Joas und Hartmut Rosa sowie der Philosophin und Sozialreformerin Jane Addams (1869–1935). Einige daraus abgeleitete konkrete Vorschläge (6.) am Ende des Buches können vielleicht einen Beitrag dazu leisten, Mittel gegen die angedeuteten Krisen des Zusammenhalts und der Demokratie zu finden. Allerdings können sie auf keinen Fall politisch-institutionelle Maßnahmen ersetzen.

Zum Ende dieser Vorbemerkung möchte ich mich herzlich bedanken bei allen, ohne die dieses Buch nicht möglich gewesen wäre: bei den Engagierten, die bereit waren, mit mir über ihre Erfahrungen zu sprechen und an den Workshops teilzunehmen, bei den Verantwortlichen, die das Projekt unterstützt haben, bei der Deutschen Stiftung für Engagement und Ehrenamt, die meine Arbeit (insbesondere die Durchführung der Workshops und die Transkription der Interviews) gefördert hat, beim Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt, dem Aarhus Institute for Advanced Study und der Stiftung Porticus, die mir im Sommer 2024 einen Forschungsaufenthalt in Aarhus ermöglicht haben, um das Manuskript zu erstellen. Besonderer Dank gilt einer Vielzahl von Kolleginnen und Kollegen, die erste Skizzen mit mir im Rahmen des Max-Weber-Kollegs diskutiert haben, und bei denen, die meinen Text gelesen und mir dazu wertvolle Hinweise gegeben haben. Insbesondere danke ich (in alphabetischer Reihenfolge): Annette Barkhaus, Barbara Cermann, Silke van Dyk, Martina Franke, Martin Fuchs, Hans Joas, Hartmut Rosa, Christof Schönau, Sandra Tänzer, Frédéric Vandenberghe und Katy Wenzel. Für das gründliche Lektorat danke ich Christian Scherer. Da ich nicht alle Hinweise berücksichtigen konnte, übernehme ich selbstverständlich die Verantwortung für alle verbliebenen Fehler und Unzulänglichkeiten. Zum Schluss möchte ich meiner Familie danken, die mich stets unterstützt hat.

1. Krisendiagnosen und wie sie den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedrohen – insbesondere in Ostdeutschland

»Es ist Mitte 2023 und Deutschland ist im Krisenmodus«, so beginnt eine Studie mit dem Titel »Zukunft, Demokratie, Miteinander. Was die deutsche Gesellschaft nach einem Jahr Preiskrise umtreibt« der Organisation *More in Common*, die sich dem Thema gesellschaftlicher Zusammenhalt verschrieben hat.¹ Zu den Krisen zählt die Organisation die Preiskrise (die sich aber zwischenzeitlich, im Sommer 2024, abgeschwächt hat), die Zustimmung zu Rechtspopulismus, überscharfen politischen Streit, die Corona-Pandemie, den Krieg in der Ukraine.² Ich möchte hinzufügen: die Klimakrise, die meines Erachtens zu Unrecht aus den Schlagzeilen verschwunden ist,³ die angesichts von schlimmen Gewaltakten zunehmende Angst vor Fremden⁴ und die Verfestigung der Ungleichheit zwischen Ost- und Westdeutschland,⁵ die im Osten Deutschlands die Gemüter mehr bewegt als im Westen.⁶

All diese Krisen sind nicht einfach erfunden oder medial aufgebauscht, sondern haben reale Hintergründe. Dazu ein paar Stichworte: Die Preissteigerungen für Verbraucher in den Jahren 2022 und 2023⁷ haben die Kaufkraft verringert und Abstiegsängste befeuert. Dies gilt in besonderer Weise für Familien mit einem Nettoeinkommen von unter 1.500 EUR/Monat, die zu 87 Prozent der Aussage zustimmen »Ich kann mir wegen der steigenden Preise viele Dinge nicht mehr leisten, die letztes Jahr noch möglich waren«. 72 Prozent der Menschen mit niedrigem Haushaltseinkommen fürchten, weiter »innerhalb der deutschen Gesellschaft abzurutschen«.⁸

Die rechtsextreme AfD profitiert von diesen und weiteren Ängsten und hat bei der Europawahl 2024 einen deutlichen Zuwachs auf 15,9 Prozent der Stimmen erzielt; sie ist damit zweitstärkste Partei in Deutschland geworden. Sie verzeichnet den größten Zuwachs an Stimmen aller deutschen Parteien gegenüber der letzten Europawahl 2019.⁹ In Thüringen ist

sie bei den Landtagswahlen im September 2024 mit 32,8 Prozent der Stimmen sogar stärkste Partei geworden. Der Streit in der Regierung, aber auch allgemein in der Politik hat an Schärfe gewonnen. Beispiele dafür sind Angriffe auf Wahlhelferinnen und Wahlhelfer und die Zunahme von Hassbotschaften in den sozialen Medien an die Adresse von Politikerinnen und Politiker.¹⁰ Erschrocken von Ton und Schärfe der Auseinandersetzungen, ziehen sich die eher ›Leisen‹ aus der Politik zurück¹¹ – es bleiben die ›Lauten‹, insbesondere im Osten die stramm rechten und rechtsextremen Gruppierungen, die die Straßenmobilisierung bestimmen.¹² Die Politik wird mehrheitlich als »wirkunglos« (72 Prozent), »inkompetent« (71 Prozent) und »ungerecht« (71 Prozent) wahrgenommen.¹³

Eine weitere Krise ist die Corona-Pandemie. Die Aufarbeitung der Folgen der Pandemie speziell für Kinder und Menschen, die an Long Covid leiden, ist noch lange nicht abgeschlossen und sorgt für weitere Verunsicherung. Die interministerielle Arbeitsgruppe des Bundes, die die Folgen von Corona für Kinder und Jugendliche untersucht hat, fordert daher weitere Maßnahmen und ein konsequentes Monitoring.¹⁴ Inwieweit diese Maßnahmen konkrete Entlastungen bringen, ist aber nur schwer und erst langfristig zu ermitteln. Eine Aufarbeitung der Maßnahmen und Entscheidungen in der Corona-Krise steht noch aus.

Der Krieg in der Ukraine ist eine Krise, die gerade im Osten der Bundesrepublik deutlich wahrgenommen wird. Er bringt täglich Leid für die ukrainische Zivilbevölkerung, sorgt für Kriegsängste in Europa, teurere Energie und gestiegene Getreidepreise. Ein Ende der Kriegsflucht nach Deutschland ist nicht absehbar. Im Juni 2024 waren 1,173 Millionen Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine in Deutschland.¹⁵ In den Medien ist das Thema allgegenwärtig.

Dies gilt nicht unbedingt für die Klimakrise, obwohl diese auch dem meteorologisch gemäßigten Deutschland zunehmende Starkwetterereignisse mit Überflutungen und sichtbaren Folgen für die Allgemeinheit verschafft. Tatsächlich sind praktisch alle Bereiche der Gesellschaft in Deutschland vom Klimawandel betroffen, wie das Umweltbundesamt feststellt. Die Ausmaße unterscheiden sich allerdings nach Regionen und Sektoren – so sind die Wasserwirtschaft in Brandenburg oder der Wintersport-Tourismus in Mittelgebirgen stärker betroffen als etwa der Weinanbau oder Wellness-Tourismus in anderen Regionen Deutschlands.¹⁶

Besonders eindrückliche und grausame Taten in Bad Oeynhausen, Magdeburg, Aschaffenburg oder München, die durch ›Ausländer‹ in der Öffentlichkeit begangen wurden, sorgen für nur allzu verständliche Wut und Verunsicherung bei der Bevölkerung, auch wenn Statistiken zeigen, dass die gefühlte Angst beispielsweise vor Messerangriffen deutlich größer ist als das tatsächliche Risiko.¹⁷

Unabhängig davon, wie sehr diese Krisen als akut und brennend wahrgenommen werden oder sich auch in ihrer Dringlichkeit abwechseln: Viele Menschen fühlen sich von den vielfältigen Krisen überfordert, »von der Politik alleingelassen«.¹⁸ Es fehlt ein Selbstwirksamkeitsgefühl, dass man selbst, die Politik oder die Gesellschaft die Probleme in den Griff bekommen könne. Vereinzelt und Ohnmacht, Spaltung und Fragmentierung bestimmen die Wahrnehmung der Gesellschaft. Die tragenden Säulen der Demokratie erscheinen wackelig; die genannten Krisen greifen ineinander und verstärken sich wechselseitig. Neue – noch unbekannte – Krisen kommen erwartbar auch in Zukunft auf die Gesellschaft zu. Es bleibt der Eindruck einer multiplen Krise, die die Demokratie sowie den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedroht, wobei der Osten Deutschlands aus vielfältigen Gründen davon in besonderer Weise betroffen zu sein scheint.

Mit diesen Besonderheiten im Osten Deutschlands setzt sich beispielsweise Steffen Maus Buch *Ungleich vereint. Warum der Osten anders bleibt* auseinander. Die verfestigte Ungleichheit zwischen Ost und West ist laut Mau auf ein Bündel von sozialstrukturellen, demografischen und politisch-kulturellen Gegebenheiten zurückzuführen, die einen ostdeutschen Entwicklungspfad bedingen.¹⁹ Mau weist darauf hin, dass etwa das bürgerschaftliche Engagement im Osten Deutschlands weniger vielfältig und bunt sei sowie schlechter ausgestattet auf den Schultern weniger ruhe.²⁰ Denn anders als im Westen existiere »kein dichter Kranz an zivilgesellschaftlichen Initiativen, pfadfinderischer Jugendarbeit oder Vereinen«, so dass man eine zivilgesellschaftliche Formschwäche konstatieren könne.²¹ »Ostdeutschland mangelt es bis heute an einem robusten sozialmoralischen und sozialstrukturellen Unterbau, der Toleranz, ein emphatisches Demokratieverständnis und ein Bekenntnis zu den Prinzipien der liberalen Ordnung tragen könnte.«²² Dieses harsche Urteil eines in Ostdeutschland geborenen und aufgewachsenen Wissenschaftlers, verbunden mit den genannten Krisendiskursen, geben mir den Anlass, über Lösungsvorschläge nachzudenken und diese mit Erfahrungen zu kon-

frontieren, die ich in meiner mehrjährigen Arbeit in einer Suppenküche im Osten Deutschlands gemacht habe.

2. Bürgerschaftliches Engagement – Eine Lösung zur Rettung der Demokratie?

Angesichts der Krise für Demokratie und Zusammenhalt gibt es eine Vielzahl von Lösungsvorschlägen, von denen ich nur einen diskutieren möchte. Dieser bezieht sich auf das scheinbare Fehlen zivilgesellschaftlicher Initiativen und Vereine und die damit verbundene Selbstwirksamkeit, nämlich das bürgerschaftliche oder zivilgesellschaftliche Engagement.¹

Bürgerschaftliches Engagement – also das tätige, freiwillige, unentgeltliche Engagement, das öffentlich, gemeinwohlorientiert und kooperativ stattfindet² – wird häufig als zentrale Ressource für den Zusammenhalt der Gesellschaft benannt und für die Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts und die Vermittlung positiver Selbstwirksamkeitserfahrungen herangezogen. Holger Backhaus-Maul etwa bezeichnet Engagement als eine »Handlungspraxis gesellschaftlichen Zusammenhalts«.³ Über alle Parteien hinweg und auch in großen Teilen der Fachöffentlichkeit herrscht Konsens, dass bürgerschaftliches oder ehrenamtliches Engagement wichtig und durch eine entsprechende Engagementpolitik zu unterstützen sei.⁴

Dies hat sich in verschiedenen Förderprogrammen niedergeschlagen (zum Beispiel für den Bundesfreiwilligendienst oder für Mehrgenerationenhäuser), in der regelmäßigen Untersuchung des Engagements mithilfe des Freiwilligensurveys,⁵ aber auch in der Gründung der Deutschen Stiftung für Engagement und Ehrenamt im Jahr 2020. Letztere stellt auf ihrer Website fest: »Ehrenamt und freiwilliges Engagement spielen eine herausragende Rolle zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts.«⁶ Die Bundesregierung unterstützt bürgerschaftliches Engagement unter anderem mit Werbekampagnen, aber auch mit Anreizen etwa im Steuer- oder Stiftungsrecht, und zollt ihm institutionalisierte Anerkennung zum Beispiel mit Bundesverdienstkreuzen oder anderen Würdigungen für

bürgerschaftliches Engagement. Das Bundesministerium des Innern und für Heimat nennt das Ehrenamt einen »Motor der Demokratie«. ⁷

Was für eine Demokratie ist damit gemeint? Sicherlich nicht einfach nur eine Regierungsform oder ein politisches Prinzip, in dem die vom Volk gewählten Vertreterinnen und Vertreter die Herrschaft ausüben. ⁸ Denn schließlich hat Ehrenamt vordergründig nichts mit Wahlen oder politischer Herrschaft zu tun. Hilfreich erscheint mir hier die Definition John Deweys, der bereits 1916 festhielt: ⁹

»Die Demokratie ist mehr als eine Regierungsform; sie ist in erster Linie eine Form des Zusammenlebens, der gemeinsamen und miteinander geteilten Erfahrung. Die Vermehrung der Individuen, die an einer bestimmten Angelegenheit so interessiert sind, daß jeder sein Handeln zu dem der anderen in Beziehung zu setzen und umgekehrt das Handeln der anderen für sein Tun in Rechnung zu stellen hat, und die Vergrößerung des Raumes, über den sie verteilt sind, bedeutet den Niederbruch jener Schranken zwischen Klassen, Rassen und nationalen Gebieten, die es den Menschen unmöglich machten, die volle Tragweite ihrer Handlungen zu erkennen.«

Für Dewey ist die Demokratie also eine Form des Zusammenlebens, die von geteilten Erfahrungen lebt. Sie ist nicht die Angelegenheit einer politischen Elite (»die da oben«), sondern alle in Gemeinschaft lebenden Menschen sind Akteurinnen und Akteure der Demokratie. ¹⁰ Weil wir uns für öffentliche Angelegenheiten interessieren, richten wir uns und unser Handeln an den anderen, die auch an diesen Angelegenheiten interessiert sind, aus, beachten sie und ihre Argumente und berücksichtigen die anderen Perspektiven auch in unserer Argumentation. Dabei ist der besondere Clou an Deweys Definition, dass durch eine immer größere Einbeziehung anderer Menschen (Universalisierungstendenzen) und durch die Vergrößerung des Raumes (Globalisierungstendenzen) die sozialstrukturellen Unterschiede zwischen den Menschen, die interessengruppenbezogenes Handeln befördern, weniger bedeutsam werden.

Nach dem Dewey'schen Ideal der Demokratie würde man beispielsweise, wenn es um die Gestaltung des Sportplatzes in einem Ortsteil geht, möglichst alle einbeziehen, die davon betroffen sind (Sportlerinnen und Sportler, Sportvereine, Schulen, Anwohner, Naturschutzorganisationen, Steuerzahlerinnen, Ortsbeiräte, Bauunternehmen usw.). ¹¹ Durch die »Vermehrung der Individuen«, also die Einbeziehung der Perspektiven vieler, die sich alle bemühen, die anderen Interessen bestmöglich zu berücksichtigen, um eine Mehrheitsentscheidung zu erzielen und so ein gemeinsames Projekt zu realisieren, reduzieren sich – so seine optimistische Hoff-

nung – die sozialstrukturellen Interessengegensätze (etwa zwischen reichen und armen Sportlerinnen oder zwischen Schülern mit und ohne Migrationshintergrund).¹²

Laut Dewey sind also zwei Kriterien für die Demokratie wichtig: einerseits die wechselseitige Anerkennung von Interessen und Erfahrungen innerhalb von Gruppen durch Kommunikation über gemeinsame Anliegen.¹³ Robert Bellah et al. verweisen darauf, dass es demokratische Institutionen braucht, in denen Bürgerinnen und Bürger besser erkennen können, was sie wirklich wollen und was sie wollen sollten, um ein gutes Leben für alle (inklusive künftiger Generationen) auf diesem Planeten zu ermöglichen.¹⁴ Diesen Aspekt könnte man mit den Stichwörtern Gemeinwohlorientierung und Solidarität bezeichnen.¹⁵ Andererseits ist die Veränderung sozialer Gewohnheiten durch die Begegnung mit neuen, fremden Situationen und alternativen Perspektiven im Austausch mit anderen Gruppen von Bedeutung. Diesen Aspekt könnte man mit Stichwörtern wie Veränderungsbereitschaft, Toleranz und Diversität fassen.¹⁶ Zentral dafür ist Kommunikation, ein Geben und Nehmen, durch das Menschen lernen, ein einzigartiges Mitglied einer Gemeinschaft zu sein.¹⁷

Dabei spielt für Dewey die gemeinsame Erfahrung im praktischen Problemlösen eine zentrale Rolle. Und hier kommt wieder das Engagement ins Spiel. Denn im Engagement wird praktisch gehandelt. Es geht um konkretes Tun, das mit – teils sehr unterschiedlichen – Vorstellungen eines guten Lebens, einer gerechten Gesellschaft usw. verbunden wird. Im Engagement verständigen sich Menschen handelnd und problemlösend darüber, wie sie sich eine gute Gesellschaft vorstellen.¹⁸ Jane Addams, eine Zeitgenossin und Freundin Deweys, Philosophin, Sozialreformerin und Friedensnobelpreisträgerin, hat zwei Phasen der Demokratie betont: eine erste Phase der Garantie gleicher Freiheitsrechte für alle Menschen und eine zweite des sozialen Handelns mit dem Ziel, sich wechselseitig zu verstehen. Aufgrund der Tatsache, dass sich die Ideale von Freiheit und Gleichheit im tatsächlichen Leben der Menschen niemals vollständig realisieren, ist die zweite Phase notwendig, die ein Verstehen von- und ein Handeln füreinander fordert. Diese zweite Phase bildet die Grundlage für die Erfüllung sozialer Bedürfnisse und für ein gelingendes menschliches Leben.¹⁹ Sie beinhaltet auch kreativ-schöpferische Elemente des Handelns, das immer eine Wechselwirkung des menschlichen Organismus mit seiner Umwelt darstellt. Auf dieses Konzept gehe ich im fünften Kapitel näher ein.

Dieser Sichtweise, die das Handeln von ehrenamtlich Engagierten und die Rolle ihres Engagements für sie selbst und das Verständnis des anderen betont, kann man eine andere Perspektive gegenüberstellen, die Engagement in erster Linie als eine nützliche und wichtige ökonomische Ressource für die Gesellschaft betrachtet. Diese Vorstellung, die auch häufig im politischen Diskurs zu finden ist, sieht ehrenamtliches Engagement als Lösung für allerlei Probleme sowohl in Städten als auch im ländlichen Raum, unter anderem für Aufgaben im Care-Bereich und als Ausgleich für den Rückzug des Sozialstaats.²⁰ Hier wird Engagement instrumentalisiert für andere Zwecke.

Dagegen wenden sich kritische Stimmen, speziell aus dem ›linken‹ Spektrum: Silke van Dyk und Tine Haubner beispielsweise kritisieren, dass Ehrenamt vom Staat unter anderem deshalb gefördert werde, um die Defizite des zurückgedrängten Sozialstaats zu reduzieren und zu überdecken. Die kritische Funktion von Engagement werde dabei völlig unsichtbar gemacht. Anstatt Menschen ordentlich für ihre Arbeit zu bezahlen, werde Ehrenamt gefordert und auf diese Weise ein ausbeuterisches marktwirtschaftliches System und ein unsozialer Staat unterstützt. Ehrenamtliche würden bei Würdigungen überhöht als »Alltagshelden« oder »Engel«, aber zugleich ausgebeutet.²¹ Besonders kritisiert wird »die durchlässiger werdende Grenze zwischen formellen und informellen Tätigkeiten, mit denen Graubereiche an den Übergängen von (monetarisierter) Freiwilligenarbeit und (prekariert) Erwerbsarbeit entstehen«.²² Damit sind der Bundesfreiwilligendienst (BFD) und das Freiwillige Soziale Jahr (FSJ) (als monetarisierte Freiwilligenarbeit) sowie diverse Maßnahmen des Jobcenters und gemeinwohlorientierte Arbeit (sogenannte 1,50-Euro-Jobs) gemeint. Durch die ›Informalisierung‹ und ›Deprofessionalisierung‹ von Arbeit speziell im Bereich der sozialen Daseinsfürsorge (etwa im Bereich der Pflege) würden Engagierte überfordert; zugleich verschlechterten sich die Leistungen, da Freiwilligkeit auch Unzuverlässigkeit impliziert.²³

»Zu problematisieren sind deshalb auch nicht die Freiwilligen und ihre Praxis, sondern die sozio-ökonomischen und -politischen Bedingungen, die dazu führen, dass zentrale Bereiche der Daseinsvorsorge und Infrastruktur vom Recht auf die Gabe umgestellt werden.«²⁴

Die Aktivierung der Bürger durch die unterschiedlichen Fördermaßnahmen des Jobcenters werde verbunden mit einer Entpolitisierung, so dass Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen in den Hintergrund gerate.

Gestützt wird dieses Argument durch folgende Beobachtungen: In den neuen Bundesländern sind ca. drei Viertel der Bundesfreiwilligen über 27 Jahre ALG-II-Beziehende. Bei den Tafeln und ähnlichen Einrichtungen sind die Grenzen zwischen bürgerschaftlichem Engagement und Maßnahmen des zweiten Arbeitsmarktes fließend. Gerade in den neuen Ländern würden somit hybride Konstruktionen von *sozialem* Engagement (etwa in den Mehrgenerationenhäusern) an die Stelle einer regulären Arbeitsmarktpolitik treten, die hier teils zum Erliegen gekommen sei. Hingegen seien beim *politischen* Engagement Privilegierte überrepräsentiert, so dass es zu einer klassenspezifischen Spaltung der Zivilgesellschaft komme in unterprivilegierte Sorgende und privilegierte Gestaltende.²⁵ Der von den Autorinnen so bezeichnete »Community-Kapitalismus« stelle somit eine doppelte Ausbeutung dar, nämlich einerseits der besonderen »Verwundbarkeit« von sozial benachteiligten Personen und andererseits ihres Wunsches nach Verbundenheit und Zugehörigkeit.²⁶

Die Engagierten werden nicht für ihre »Naivität« kritisiert, dafür aber die gesamtgesellschaftlichen Folgen, also die Nutzung von Engagement für Aufgaben, für die der Staat zuständig sei.²⁷ Zugleich betonen die Autorinnen, dass die Wiederbelebung gemeinschaftsbasierter Ideen und Praktiken, die sich gegen den Staat richten, zunehmend von populistischen Tönen (Volk gegen Elite) und anderen ausschließenden Gemeinschaftsbezügen geprägt sei.²⁸ Dazu passt der Befund, dass seit den 1990er Jahren rechte politische Akteure gemeinschaftsorientierte lokale Strukturen aufgebaut haben und versuchen, Vereine und Organisationen zu unterwandern.

»Personen mit völkischen und rechtsnationalen Überzeugungen sind selbst zu Funktionsträgern in Einrichtungen wie der Freiwilligen Feuerwehr oder der Handwerkskammer geworden; »Infiltration« ist eine bekannte Strategie der Unterwanderung durch rechtsextreme Kräfte. Sie drängen massiv in die Ehrenämter, so dass sich ein weit über Wahlerfolge hinausgehender Anhaftungseffekt ergeben hat; zuweilen hört man hinter vorgehaltener Hand sogar den unschönen, aber womöglich treffenden Begriff der »angebräunten Zivilgesellschaft.«²⁹

Vor diesem Hintergrund muss möglicherweise ein Fragezeichen hinter die Behauptung des Demokratiemotors Ehrenamt gesetzt werden.

Beiden Redeweisen über Engagement – den fordernden und fördernden wie den kritischen – ist allerdings eines gemeinsam: Sie reden vor al-

lem *über* das Engagement und weniger *mit* Engagierten.³⁰ Daher sollen im Folgenden die Engagierten selbst zu Wort kommen.

3. Zuhören – Die Stimme der Engagierten

Demokratie als eine Form des Zusammenlebens basiert auf Kommunikation und Verstehen. Dazu gehört als Erstes Zuhören. Speziell die ›Leisen‹ sollten gehört werden, die nicht die Möglichkeit haben, sich in den Medien oder Talkshows zu Wort zu melden, und sich nicht lautstark in sozialen Medien oder auf der Straße artikulieren. In einer Studie von *More in Common* wird der Anteil der ›Unsichtbaren‹, bestehend aus den Pragmatischen, die sich mit der Situation arrangieren, und den Enttäuschten, die wenig Lebenschancen sehen und sich als Bürger zweiter Klasse fühlen, mit einem Anteil von 30 Prozent an der deutschen Gesellschaft veranschlagt. Beide Gruppen sind schlecht in die Gesellschaft eingebunden, fühlen sich häufig einsam, interessieren sich wenig für Politik und sind überproportional Nichtwähler.¹ Diese Gruppe der ›Unsichtbaren‹ einzubinden, ist eine wichtige Aufgabe für eine Demokratie im Sinne Deweys, die alle Menschen einschließen will.

Wer sind nun die ›Unsichtbaren‹ im Bereich des bürgerschaftlichen Engagements? Ich möchte diejenigen hervorheben, die im Ehrenamt unterrepräsentiert sind, nämlich die sozial Benachteiligten, Personen mit Migrationshintergrund, mit geringem Einkommen und geringerer Bildung.² Besonders beunruhigend ist, dass die Engagementquoten zwischen sozial benachteiligten Personen und Personen mit besseren Bedingungen in den letzten Jahren weiter auseinandergegangen sind – dass also auch hier eine zunehmende Spaltung in der Gesellschaft sichtbar wird.

»Während sich die Engagementquote von Menschen mit hohen Bildungsabschlüssen in den letzten 20 Jahren um elf Prozentpunkte erhöht hat und 2019 bei 51 Prozent lag, ist sie bei Menschen mit mittleren Bildungsabschlüssen um nur 2,5 Prozentpunkte auf jetzt 37 Prozent gestiegen. Bei Menschen mit niedrigen Bildungsabschlüssen verharrt die Engagementbe-

teiligung dagegen auf dem gleichen Niveau wie zwei Jahrzehnte zuvor und lag 2019 bei 26 Prozent.«³

Ähnlich steht es um die Ungleichheit zwischen Erwerbstätigen in Voll- oder Teilzeit mit Engagementquoten von 43 bzw. 51 Prozent und erwerbslosen Personen, deren Engagementquote nur 19 Prozent beträgt.⁴ Auch beim verfügbaren Einkommen zeigen sich erhebliche Unterschiede: Personen aus den Einkommensgruppen mit einem Haushaltsnettoeinkommen von über 2.000 EUR/Monat engagieren sich zu 51 Prozent, solche mit einem Haushaltsnettoeinkommen von unter 1.000 EUR/Monat nur zu 24 Prozent.⁵

»Ein geringes Einkommen kann die Möglichkeiten für ein freiwilliges Engagement einschränken, wenn mit der freiwilligen Tätigkeit Auslagen verknüpft sind (zum Beispiel Mitgliedsbeiträge oder Fahrtkosten), die nicht oder nur zeitlich verzögert erstattet werden können. Die bisherige Forschung machte deutlich, dass Personen, die ihre Einkommenssituation als schlecht bewerten, anteilig deutlich seltener ein freiwilliges Engagement ausüben als Personen, die ihre Einkommenssituation besser bewerten.«⁶

Personen aus dieser Gruppe, die trotz schwieriger Bedingungen engagiert sind, die also eher unsichtbar sind und zu den eher untypischen Engagierten zählen, sollen hier in den Fokus gerückt werden. Selbstverständlich kann dabei nicht der Anspruch erhoben werden, alle Engagierten zu Wort kommen zu lassen. Es handelt sich vielmehr um einen kleinen Ausschnitt von Engagierten,⁷ die in einem der von van Dyk und Haubner kritisierten Kontexte der sozialen Daseinsfürsorge tätig sind, denn sie arbeiten in einer Suppenküche in Deutschlands Osten.

Welchen Rahmen bietet die Suppenküche?

Die im Folgenden beschriebene Suppenküche wurde 1993 in einer ostdeutschen Stadt gegründet durch engagierte Mitarbeitende einer christlichen Wohlfahrtsorganisation, die nach der Wende eine Zunahme an Prekariisierung (Verwundbarkeit durch ungesicherte Arbeits- und Lebensverhältnisse) wahrnahmen. Bei der Einweihung wurde darauf hingewiesen, dass die Eröffnung einer Suppenküche im Osten ein ganz neues Aufgabenfeld sei.

Mit einigen der Akteure der ersten Stunde konnte über deren Motivation und Werdegang sowie die Anfänge der Suppenküche gesprochen werden.⁸ Die damalige Leiterin der Wohlfahrtsorganisation auf Stadtebene hatte vor der Wende ursprünglich ›Wirtschaftskaufmann‹ gelernt und auch auf Vorschlag ihres Betriebs noch Ökonomie studiert, um ›Verkaufsberaterin‹ für den Einzelhandel zu werden. Sie kündigte dort aber, um eine (nicht anerkannte) Ausbildung für den kirchlich-karitativen Dienst zu absolvieren. Nach verschiedenen Stationen im kirchlichen Bereich im Osten Deutschlands kam sie 1991 in die Stadt, wo sie die Leitung der Wohlfahrtsorganisation auf Stadtebene übernahm und wo auch bald die ersten Überlegungen zur Einrichtung einer Suppenküche angestellt wurden.⁹ Auslöser für die Entstehung der Suppenküche war die steigende Arbeitslosigkeit und die Zunahme an Wohnungslosigkeit – auch weil Häuser saniert und leergezogen (entmietet) werden mussten.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Also der Ursprung für [die Suppenküche] war, dass ja nach der Wende ganz viele Arbeitsplätze abgeschafft wurden einfach so. Die Leute, ja, die haben ihren blauen Brief gekriegt, sind nach Hause gegangen und wussten nicht weiter. Also wer hatte schon Ahnung von Sozialamt und Arbeitsamt und wie geht es jetzt weiter, ja? Also gerade so die Leute, die einfache Arbeiten nur gemacht haben so, ja, die kriegten ihren Brief und dann waren sie entlassen und dann saßen sie zu Hause und haben gedacht: Was nun? Irgendwann war das Geld alle, das ging dann relativ schnell. Und dann haben die halt bei den Pfarrämtern nachgefragt und haben gesagt: Ich habe Hunger und habe kein Geld mehr, was kann ich jetzt machen, ja? Und so kamen die Pfarrer dann so langsam in die Bredouille, dass sie dann auch nicht mehr weiterwussten, und dann kam so die Überlegung, wir müssten so eine Suppenküche aufmachen [...]. Damit ging das los.«

Zwei Personen, eine Ordensschwester und ein Mitarbeiter, waren die Ersten, die in der Suppenküche hauptamtlich sozialarbeiterisch beschäftigt waren. Die Schwester kam aus den westlichen Bundesländern, der Mitarbeiter stammte ursprünglich aus einem vom katholischen Glauben geprägten Gebiet in Ostdeutschland. Wichtig für die erste Ausrichtung der Arbeit der Suppenküche war, dass der Übergang in diese berufliche Tätigkeit für den Mitarbeiter nach Abschluss einer Suchttherapie über das ehrenamtliche Engagement in der Suchthilfe zustande kam. Die Erfahrungen in diesem ehrenamtlichen Engagement im Bereich der Selbsthilfefarbeit waren ein zentrales Argument für die Vergabe der Stelle an ihn. Rückblickend stellt er fest, dass er das große Glück hatte, von der kirchlichen Wohlfahrtsorganisation für etwas bezahlt zu werden, das er sowieso schon vorher getan hat. Zum Start der Suppenküche waren dann insgesamt drei

Personen angestellt – zusätzlich zu den beiden Genannten noch eine Person für den Wirtschaftsbereich, die nach dem Eintritt in den Ruhestand gemeinsam mit dem Ehepartner weiterhin ehrenamtlich dort gearbeitet hat. Hier zeigt sich bereits, dass die Übergänge zwischen Berufstätigkeit und ehrenamtlichem Engagement fließend sind.

Die Suppenküche ist 365 Tage im Jahr geöffnet. Sie hat eine andere Bezeichnung als ›Suppenküche‹, um den Aspekt der Begegnung zu betonen statt allein den des ›Sattwerdens‹. (Aus Gründen der anonymisierten Darstellung bleibe ich bei der Bezeichnung ›Suppenküche‹.) Zu den Aufgaben gehörten von Anfang an auch die Angebote, Wäsche zu waschen und zu duschen sowie die Vernetzung mit anderen Sozialdiensten herzustellen, etwa den unterschiedlichen Beratungsangeboten der christlichen Wohlfahrtsorganisation und der Kleiderkammer. Die Suppenküche wirkt als niedrigschwelliges Angebot, das den Kontakt zu Beratungsangeboten – etwa der Schuldnerberatung – vermitteln kann.

Wer bei der Gründung auf die baldige Schließung – mangels Bedarfs – gehofft hatte, muss heute einen weiterhin hohen Bedarf zur Kenntnis nehmen, und das obwohl Sozialkaufhäuser, Tafeln und andere mobile Hilfsangebote existieren. Armut, Wohnungslosigkeit und Vereinsamung nehmen laut Aussage von Streetworkern auch in einer Stadt zu, die heute deutlich geringere Arbeitslosenzahlen zu verzeichnen hat als zum Zeitpunkt der Gründung der Suppenküche.

Der Bedarf an einem Aufenthaltsort für bedürftige Menschen, vor allem für Menschen ohne Wohnung, ist heute nach wie vor vorhanden. Allerdings ist auffällig, dass nicht nur Wohnungslose in die Suppenküche kommen, sondern auch viele Menschen, die das Gefühl haben, einsam zu sein, oder die Kontakte suchen. Sie nutzen die Suppenküche, um sozialen Umgang zu erleben und Gespräche zu führen. Die Suppenküche ist ein Aufenthaltsort für Menschen, die bedürftig sind; aber viele benötigen weniger das günstige Essens- und Getränkeangebot als Gesellschaft. Es ist somit ein Ort, der vor Vereinsamung schützt – gerade ältere Leute. Für andere bietet die Suppenküche die Möglichkeit, sich mit dem Notwendigsten versorgen zu können, in einer Zeit im Leben, in der sie die grundlegendsten Dinge für sich nicht sichern können.

Die Versorgung von Bedürftigen ist in einem Sozialstaat wie Deutschland die Aufgabe des Staates. Aber aus der Perspektive der christlichen Wohlfahrtsorganisation sollte sich die Kirche hier nicht ganz herausnehmen, denn die Begleitung von bedürftigen Menschen ist Teil ihrer Missi-

on. Doch auch die Kirche kann nicht alles kostenlos anbieten und versucht, neben Eigenmitteln auch staatliche Förderung zu akquirieren. Bei Diskussionen über einen Zuschuss der Stadt für die Suppenküche argumentierte aber die Stadt, dass sie doppelt fördere: einmal durch die Unterstützung der Suppenküche, damit diese preiswert oder kostenlos Essen an sozial Bedürftige abgeben könne, und einmal durch die Auszahlung von Sozialhilfe bzw. Bürgergeld an die Bezieher dieser Leistungen, die ebenfalls ihr Geld von der Stadt erhielten, mit dem sie sich selbständig versorgen sollten. Diese Argumentation war einer der Gründe für die Einführung eines kleinen Kostenbeitrags für das ausgegebene Essen. Eine weitere Überlegung war, dass man, wenn man einen kleinen Betrag nimmt, als Organisation besser erfährt, wo dringende Bedürftigkeit und Not besteht. Bei denen, die gar kein Geld haben, lässt sich einhaken und nachfragen, wie die Situation ist, und zusätzliche Beratung oder Begleitung zum Sozialamt oder Jobcenter anbieten. Durch die Möglichkeit, eine Karte zum ›Abschreiben‹ (nach Einzahlung am Monatsanfang) zu erhalten, auf der der tägliche Betrag für Essen vermerkt ist, können die Gäste ihre Versorgung sicherstellen und die Kosten besser überblicken.

Die Stadt unterstützt die Suppenküche mit einem Zuschuss. Allerdings erscheint den Sozialarbeitenden eine bessere Zusammenarbeit auf der Ebene der Ämter, mit denen die Gäste der Suppenküche zu tun haben, wünschenswert, um eine bessere Reintegration der Gäste der Suppenküche zu erreichen.

Sozialarbeiter: »Ich finde, oftmals ist der Umgang mit unseren Klienten, wenn die Anliegen haben – beim Jobcenter oder auch beim Sozialamt oder so, auch die Möglichkeiten, die unseren Gästen geboten werden, die auf Hilfen angewiesen sind, auch auf Wohnmöglichkeiten, Unterkünfte – da bin ich oftmals erschrocken, was denen für Hürden in den Weg gelegt werden, um zurückzufinden in ein geordnetes Leben.«

Da die formalen Hilfen (Sozialhilfe, Bürgergeld) an bestimmte Bedingungen geknüpft sind (Staatsbürgerschaft, anerkannter Flüchtlingsstatus usw.) und somit nicht alle Menschen erreichen, ist für die Sicherung eines Existenzminimums *aller* in Deutschland lebenden Menschen die Arbeit der Suppenküche als Ergänzung zu den Sozialsystemen wichtig. Eine Suppenküche ermöglicht es, bestimmte Grundbedürfnisse in Bezug auf Nahrung, Hygiene und Wärme zu befriedigen, die in einem demokratischen Gemeinwesen, das allen Menschen gleiche Rechte zugesteht, garantiert sein sollten. In der Suppenküche, die sich an dem christlichen

Konzept der Gotteskindschaft aller Menschen orientiert, wird daher im Unterschied zur Tafel keine Berechtigung (Sozialausweis oder Ähnliches) verlangt, sondern jeder und jede hat Zugang und wird bedient.

Wer sind die Engagierten?¹⁰

In der Suppenküche sind Menschen tätig, die nicht dem typischen Bild von Ehrenamtlichen entsprechen.

Art der Beschäftigung

Die erste Besonderheit zeigt sich darin, dass die Art der Beschäftigung sich bei den meisten immer wieder wandelt. Der Einsatzplan der Suppenküche sieht pro Monat insgesamt etwas über 20 Personen vor, von denen vier hauptberuflich beim Träger angestellt sind, nämlich die Fachdienstleitung (Sozialarbeit) und eine Sozialarbeitende in der Beratung (anteilig für Beratungen in der Suppenküche zuständig) sowie die beiden Teamleitungen (Hauswirtschaftskräfte), die sich abwechseln, da die Suppenküche 365 Tage im Jahr geöffnet ist und somit die Teams alle Tage des Jahres abdecken müssen. Ca. 23 Prozent der Tätigen sind im Bundesfreiwilligendienst und etwa ebenso viele in einer Maßnahme des Jobcenters,¹¹ haben also eine AGH (Arbeitsgelegenheit) bzw. ÖGB (Förderung der Gemeinwohlarbeit).¹² Einfach ehrenamtlich tätig sind ca. 32 Prozent und ca. 4 Prozent leisten Sozialstunden ab oder machen ein Praktikum. Bei vielen Engagierten wechseln sich diese Zuordnungen aber im Laufe der Zeit ab.

Viele Tätige kommen also über eine Maßnahme des Jobcenters (AGH oder ÖGB), manche über ein Praktikum oder abzuleistende Sozialstunden zu einer Tätigkeit in der Suppenküche, wenige auch über persönliche Kontakte. Dabei zeigt sich, dass die Tätigkeit in der Suppenküche in der Regel keineswegs geplant oder von den Beteiligten angezielt war. Vielmehr eröffnet sich eine Gelegenheit, in deren Rahmen häufig eine positive Erfahrung gemacht wird.

Gerd: »Ich war ja vorher bei einer Maßnahme gewesen vom Arbeitsamt aus. Da haben die auch geguckt: Okay, jetzt geht es dem Ende zu von der Maßnahme, wo könnten die Leute

hin? Dann wurde ich irgendwie noch mal zufällig einfach mitgenommen zur [Wohlfahrtsorganisation] – wegen BFD und so. Dann, ja, bin ich so hier gelandet.«¹³

Peter: »[Wohlfahrtsorganisation] [...] hatte ich mal 2013, 2014 vom Arbeitsamt aufgebrummt gekriegt. [...] Dann irgendwann, wir waren schon fast fertig mit unserem halben Jahr, und es war aber nichts Geeignetes dabei: Wie wäre es denn, wenn du mal in der Suppenküche anfängst? [...] Klar, die Idee hatte ich auch schon, lass es uns mal probieren. Zwei Probetage hier, ja, komische Arbeit, in der Küche hattest du nie was zu tun, aber irgendwie [...] es ging! Und [...] da hatte ich dann auch festgestellt: Hier bist du irgendwie gut aufgehoben.«

Hilde: »Und die [Beraterin vom Jobcenter] hatte mir vorgeschlagen: Geh doch vielleicht mal in die Suppenküche, da können sie Leute gebrauchen, vielleicht gefällt es dir. Weil die genau weiß, ich gehe mit den Menschen gut um, das liegt mir auch immer. Und da bin ich dann dorthin gekommen. Hat mir Spaß gemacht.«

Konrad: »Ich habe vom Arbeitsamt so eine Stelle gekriegt, so eine Vermittlungsstelle. [...] das ist so Industrie, die tun Leute vermitteln und die kriegen dadurch Geld. [...] Die haben mir das gesagt, ob ich Interesse hätte an einem Bundesfreiwilligendienst. Habe ich gesagt, na klar, warum nicht. Und die haben mich hierher vermittelt. [...] Das kommt vom Arbeitsamt aus.«

Stefan: »Da hat mich das Arbeitsamt gefragt, ob ich [...] gehe, in die Suppenküche, oder ins Obdachlosenheim. Da habe ich gesagt, gut, ich gehe in [die Suppenküche]. Wollte ich erst nicht. Und jetzt bin ich schon sechseinhalb Jahre dabei.«

Markus: »Ich hatte mal einen Kumpel gehabt, [...] der hatte mal hier gearbeitet, der hat hier mal Kraftfahrer gemacht und dann habe ich ihn immer abgeholt, [...] dann kommen wir so ins Gespräch. Da habe ich mal die Tische abgewischt und so. Und dann hat die Schwester mal gefragt, meinte: Willst du nicht mal hier einen Ein-Euro-Job machen? Und da ist das so angelaufen hier. Also vom Tellerwäscher zum Millionär – so ungefähr (lacht).«

Charakteristisch ist, dass diejenigen, die über eine Maßnahme des Arbeitsamts an die Suppenküche vermittelt werden, häufig nach Abschluss der Maßnahme eine andere Form wählen, um weiter dabei sein zu können – entweder einfach als Ehrenamtliche, wobei der Träger Personen eine Ehrenamtspauschale zahlt, die mindestens 60 Stunden im Monat ehrenamtlich arbeiten, oder als Ehrenamtliche über ein Programm wie den Bundesfreiwilligendienst (BFD).¹⁴ Manche können danach wieder eine Maßnahme des Jobcenters erhalten und manchmal ergibt sich die Möglichkeit, eine Stelle als Teamleitung in der Suppenküche zu bekommen und (eher selten) in eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung zu wechseln.

Peter: »Na, und jetzt ehrenamtlich gemacht vom 1. Juli bis 31. August. Jetzt ist es ein Ein-Euro-Job, BFD nachgerutscht und dann übernehme ich dem seine Restzeit. Und dann hat der

Chef gesagt: mit Option auf Verlängerung. Dann habe ich gedacht, wenn ihr mich aushaltet? (lacht).«

Hilde: »[Die Maßnahme des Arbeitsamts läuft] bis nächstes Jahr Juli. Da will ich versuchen, dann länger zu bleiben. Also will für immer hier bleiben gerne. Und dann wollen wir versuchen, dass ich dann hier irgendwie Bundesfreiwilligendienst mache und dann eventuell noch mal AGH, weil ich das AGH unterbrochen habe [...]. Dann mache ich noch mal AGH und dann wahrscheinlich ehrenamtlich oder so, aber ich bleibe hier. Möchte ich gerne, wenn es klappt.«

Konrad: »[Jetzt arbeite ich] ehrenamtlich zwei Tage in der Woche. Seit dem 1.9. ist mein Bundesfreiwilligendienst ausgelaufen.«

Stefan: »Ach, ich habe alles schon hinter mir: Ehrenamt, Bundesfreiwilligendienst, 1,50 Euro, Ehrenamt, wieder 1,50 Euro.« »Jetzt wollen sie mich noch mal verlängern zwei Jahre. Dann werde ich vielleicht in Rente gehen, wenn man es noch erlebt, und dann werde ich vielleicht Bundesfreiwilligendienst machen, dann sind fünf Jahre wieder rum.«

Die von van Dyk und Haubner dargestellte Verwischung der Übergänge zwischen Freiwilligenarbeit und Erwerbsarbeit wird von den Betroffenen bestätigt, wobei selbst der Übergang in den Ruhestand nicht als zentrale Zäsur wahrgenommen wird. Gerade für Menschen mit sehr geringem Einkommen stellt das Taschengeld für den BFD eine sehr willkommene Ergänzung des Einkommens dar.

Markus (seit über 25 Jahren bei der Suppenküche): »Wie gesagt, ich hätte das zweite Mal Bundesfreiwilligendienst gemacht. Ich hatte es einmal gemacht und dann musst du ja fünf Jahre warten und dann darfst du noch mal. Ich habe es ja jetzt das zweite Mal fertig. Deswegen mache ich das ja jetzt ehrenamtlich. Ich wollte [...] Aber da hat der [Sozialarbeiter] gesagt, ich habe dich angemeldet und du kannst das nicht machen. Weil wenn du das machst, schubsen sie dich aus der Rente. Ich sage, und das wollen wir nicht. Er sagt, dann machst du Ehrenamt jetzt weiter. [...] Wenn es nicht geht, geht es nicht. Dann machen wir es eben ehrenamtlich. Ich mache es gerne.«

Konrad: »Jetzt sind wir 63 oder werden 63, da ist das egal. Ich weiß zwar jetzt, wenn ich mal Rente kriege, dass ich nur Grundsicherung kriege. Ich habe zwar gut verdient zu DDR-Zeiten, aber das wird dann nicht so angerechnet.«

Hier schwingt Unzufriedenheit bezüglich der Gerechtigkeit des Systems mit, das vergangene Leistungen (Arbeit in der DDR) nicht ausreichend anerkennt und die Bereitschaft, sich einzubringen, nicht ausreichend honoriert (BFD). Vorstellungen von Gerechtigkeit und Fairness des Sozialsystems spielen eine große Rolle für dessen Akzeptanz.¹⁵ Dies zeigt sich auch, wenn von Seiten der Engagierten Unterschiede gemacht werden zu

Personen, die Sozialstunden ableisten müssen. (Solche Unterscheidungen sind von der Organisation nicht vorgesehen.) In diesen Unterschieden drückt sich eine Vorstellung von wiederherzustellender Gerechtigkeit aus, die durch die Arbeit zu bewerkstelligen sei, die in diesem Zusammenhang auch als Strafe betrachtet wird. Damit geht ein anderer Status einher, der sich in dieser etwas widersprüchlichen Aussage ausdrückt:

Bastian: »Arbeitsstundler, finde ich, ist noch mal ein bisschen speziell. Da, bin ich ganz ehrlich, gehe ich am Ende immer ein bisschen härter dran, weil es, meiner Meinung nach, irgendwo auch eine Strafmaßnahme war. Jedenfalls habe ich es so mitbekommen, dass die hier sind, um ihre Stunden abzuarbeiten, weil – aus welchem Grund auch immer, was sie getan haben. Und da finde ich, das sind keine vollwertigen Mitarbeiter, die haben hier auch nicht das Recht, überall mit anzufassen und mitzumachen. Also mitzumachen natürlich schon, und ich behandle sie auch als Mitarbeiter, so ist es nicht, aber eben, dass sie immer noch im Kern Arbeitsstunden abarbeiten müssen und dass ihnen das auch bewusst bleibt. So. Und wie gesagt, ansonsten sehe ich meinen FSJler-Status nicht besonderer als den eines BFDlers und auch die AGHler würde ich jetzt nicht mehr verspotten als sonst irgendwen, weil wir arbeiten alle auf gleicher Basis und im Endeffekt machen wir alle dasselbe.«

Insgesamt kann man festhalten, dass unabhängig vom Status (in einer Maßnahme, im BFD oder einfach ehrenamtlich) die Tätigkeiten mehr oder weniger identisch sind. Eine Hierarchie besteht bezüglich der Fachdienstleitung und zu den Teamleitungen, die hauptberuflich beschäftigt sind, ansonsten bilden sich Hierarchien eher informell aufgrund der Dauer der Mitarbeit aus – diejenigen, die schon eine gewisse Zeit dabei sind, bekommen eine höhere Autorität zugesprochen und übernehmen häufig mehr Verantwortung, etwa als Vertretung der Teamleitung im Krankheitsfall.

Bastian: »Ich hatte, das kann ich immer schon sagen, drei Monate gebraucht, bevor ich im Team angekommen bin. Davor war ich immer so der kleine FSJler, der halt hier irgendwie versucht, seinen Alltag zu bestehen. Erst nach diesen drei Monaten, wo ich wirklich im Team angekommen war und ich auch bemerkt habe, wie ich anfangs, immer mehr auf die Leute zuzugehen und mit ihnen zu reden, habe ich gemerkt, dass ich eigentlich doch auch ein wichtiger Teil dieses Teams bin, dass ich dazugehöre und dass ich auch von den anderen respektiert werde. Selbstverständlich war auch mir immer wichtig: Die anderen sind auch Menschen, sind auch Mitarbeiter, sind meine Kollegen – als solche habe ich sie auch immer behandelt, also respektiert.« »Ich hatte auch schon die Möglichkeit, als zweiter Teamleiter so ein bisschen hier mehr Verantwortung zu übernehmen – auch so ein bisschen aus einer Notsituation heraus, aber mir wurde das zugetraut und das fand ich auch sehr schön.«

Markus (seit über 25 Jahren bei der Suppenküche): »Dann sind viele krank, dann klingelt das Telefon und da ich nicht nein sagen kann, sage ich, ich komme.«

Arbeitsfähigkeit

Die Engagierten haben in der Regel einen Abschluss nach acht oder zehn Jahren Polytechnischer Oberschule (POS), und fast alle haben eine Ausbildung in der DDR gemacht, sind aber häufig nach der Wende in ihrem ursprünglichen Beruf arbeitslos geworden. Einige haben Gefängniserfahrung. Manchen wurde vom Jobcenter signalisiert, dass sie zu alt seien für den Arbeitsmarkt.

Häufig haben die Engagierten gesundheitliche Probleme, die eine reguläre Berufstätigkeit erschweren und Pausen erfordern; manche Personen berichten, dass sie aufgrund von Rückenproblemen den alten Beruf nicht mehr ausüben können, einige sind übergewichtig und können in bestimmten Bereichen nicht mehr arbeiten; auch Depressionen und Suchtprobleme spielen eine Rolle.

Peter: »Ich bin 57, da wollen die Knochen nicht mehr so, und ich habe auch eine Krankheitsgeschichte hinter mir. Da ist mir das alles so lieber. Ich habe auch den Ein-Euro-Job gekürzt von den Stunden her, das ging zu machen, von 30 auf 24. Das ist ideal, drei Tage in der Woche, das reicht mir. Dann bin ich auch ausgepowert nach acht Stunden hier. Wenn ich drei Tage hintereinander mache, brauche ich dann schon immer zwei, drei Tage hintereinander frei, dass ich wieder zu mir komme.«

Peter: »Wir sind ja hier auch so ein bisschen, ich sage mal, gesundheitlich eingeschränkt, die meisten, oder ja, es gibt auch Drogenkarrieren hier und sonst was. Da ist man ja nicht mehr so ganz auf dem Damm.«

Stefan: »Was ich alles gemacht habe früher? Gesoffen. Ich sage es, wie es ist. Ich habe gesoffen. Was anderes sage ich Ihnen nicht. Das können Sie sich ja denken.«

Konrad: »Und dann habe ich eine Umschulung gekriegt vom Arbeitsamt: Trockenbau. Habe aber nie als Trockenbauer gearbeitet aus gesundheitlichen Gründen.«

Helga: »Dann bin ich wieder als Verkäuferin losgegangen, das kann ich aber gesundheitlich nicht mehr. Habe ich vielleicht zehn Tage gearbeitet, dann musste ich wieder aufhören.« »Also ich habe ein Jahr in Berlin gesessen mit Rollo runter und Depressionen und was weiß ich nicht allem. Und da ist mir alles, wirklich alles – das mit meinem Bruder [Missbrauch], das mit meinem Exmann [Scheidung] – alles, alles, alles hochgekommen.«

Peter: »Das Magengeschwür. Es ging mit Antibiotika weg [...] Aber ich habe es 20 Jahre mit mir rumgetragen. Danach willst du ja nicht mehr. Sagst du: Du hast dir den Arsch aufgerissen auf Arbeit, hast nie krank gemacht und sonst was, warum bist du überhaupt noch arbeiten gegangen? Eine Woche Tabletten und dann war es weg, 20 Jahre lang, was mir Kummer bereitet/ da kriegst du Depris. Das nennt sich depressive Phasen oder so, das ist nicht immer gleich, da ist nicht jeder Tag gleich gut und gleich scheiße. Es ist auch nicht so, dass man da in die Ecke geht und heult, ich will nicht mehr leben oder so. Sondern man kann einfach nur die Menschen nicht leiden, die alle mit ihren kleingeistigen Problemen kommen. Lasst mich einfach in Ruhe alle, ich will mein Ding alleine machen.«

Gerd: [Krank gewesen?] »Na, ich würde nicht sagen krank in dem Sinne. Sondern ich denke mal, das war schon eine Form von Depression gewesen. Deswegen, ja, Tagesklinik für Struktur, sage ich mal. Ich meine, inzwischen geht es schon besser. Aber die Maßnahmen waren dann vom Arbeitsamt halt, dass ich dann irgendwie doch vielleicht auf den Arbeitsmarkt komme. [...] Wir hatten da auch eine Psychologin gehabt für Gespräche und so. Das hat auch ganz gut geholfen. Da haben sie auch geguckt: Okay, wo könnten die Leute hin? Ja, so bin ich halt zum BFD dann gekommen.«

Eine Rückkehr in den ersten Arbeitsmarkt ist für die meisten Engagierten aufgrund der geschilderten Probleme schwierig. In Einzelfällen ergeben sich Chancen über die Stelle der Teamleitung, die innerhalb der letzten vier Jahre dreimal gewechselt hat, wobei eine Person auf eine andere Stelle in den ersten Arbeitsmarkt wechseln konnte. Eine zweite Person, die vorher ein BFD gemacht hat, hat gegenwärtig die Teamleitung übernommen. In diesen beiden Fällen ergab sich über Maßnahmen oder BFD tatsächlich ein Weg in den ersten Arbeitsmarkt.

Unter den Engagierten sind auch Personen mit Migrationshintergrund (Ukraine, Kasachstan, Syrien, Eritrea), die teilweise über ÖGB gefördert werden oder sich ehrenamtlich engagieren, um ihre Deutschkenntnisse zu verbessern, Anschluss zu finden, etwas zurückzugeben und/oder den Tag zu strukturieren.¹⁶ Außerdem ist eine Person ehrenamtlich dabei, die körperlich beeinträchtigt ist und aufgrund einer ihrer Einschränkungen kein Interview geben konnte.

Familienhintergrund

Angesichts des diagnostizierten fehlenden Zusammenhalts, der Vereinzelung und Spaltung in der Gesellschaft scheint es sinnvoll, sich die familiären Strukturen anzusehen, da Familien der Ort sind, an dem Menschen in

der Regel ihre erste Beheimatung und Zugehörigkeit finden. Es gibt auch einen Zusammenhang zwischen Engagement und Familie, der mit Blick auf das Zeitbudget zunächst kontraintuitiv erscheint: Menschen mit Kindern sind häufiger engagiert als solche ohne. Allerdings könnte dieser Effekt auch überschätzt werden, da bestimmte Engagementformen an Elternschaft gebunden sind (zum Beispiel Elternsprecherschaft in Kindergarten, Schule, Sportverein usw.).

Die familiäre Situation der Engagierten ist häufig nicht einfach, und zum Teil ist dies ein Grund für die genannten psychischen Probleme. Viele haben keinen festen Partner, sind geschieden oder nie verheiratet gewesen, leben allein oder haben wenig Kontakt zu Familienmitgliedern (Geschwistern oder Kindern). Beispielsweise erzählt eine Person, dass sie an Weihnachten und an Silvester alleine war, ohne Kontakt zu Sohn und Enkeln. Manche haben aber auch gute familiäre Beziehungen, übernehmen beispielsweise Pflegeaufgaben für Eltern und kümmern sich um ihre Kinder. Eltern und Kinder von Engagierten kommen häufig als Gäste in die Suppenküche.

Gerd: »Na, ich habe bei meinem Vater gelebt, aber der war irgendwie dann wochenlang weg gewesen und mein Stiefbruder hatte den Jugendamtsbetreuer und der hat mich dann einfach mit unter sich genommen. Ja, dann war ich erst mal in einem Wohnheim, weil ich noch nicht volljährig war. Und dann, als ich 18 war, hatte ich die jetzige Wohnung, die ich jetzt immer noch habe.« »Na, ich denke mal so allgemein, meine Vergangenheit hat mich, denke ich mal, so geprägt, wie ich jetzt bin [...]. Ja, ich denke mal so, die ganze Situation mit Familie und auch in der Schule war auch nicht so die schönste Zeit, sage ich mal.«

Helga: »War verheiratet, bin so was von glücklich geschieden, das glaubt gar keiner. Ja, dann wollte ich einfach nur mal weg von [Heimatort]. Weil mein Exmann [...] hat mir so viele Steine in den Weg gelegt, so viel Hass entgegengebracht, wo ich dann gesagt habe: Nein, das muss ich mir nicht antun.« »Als Kind bin ich ja missbraucht worden von meinem Bruder. Das musste ich aufarbeiten.« [Kontakt zu den drei Brüdern?] »Nein, meine zwei großen Brüder wohnen in Berlin. Mein ganz großer Bruder ist der, der mich da damals missbraucht hat. [...] Mein kleiner Bruder wohnt in [Heimatort], aber zu dem habe ich nicht großartig Kontakt, weil der hängt mit meinem großen Bruder zusammen.«

Stefan: [Geschwister] »Zwei sind gestorben. Einer ist drüben gestorben mit 50 und der andere ist 2017 gestorben. Der hat 46 Jahre in der Stadtwirtschaft gearbeitet, ja, da hat er ein Jahr Rente gekriegt und das war es dann. Dann haben wir ihn ins Pflegeheim geschafft, weil er Demenz gekriegt hat, und das war es dann.« »Ich frage immer meine Geschwister. Ich habe noch eine Schwester und eine Nichte, die frage ich wohl, wie das ist. Wenn ich was falsch mache, eine Rechnung oder so was, dann gehe ich mal eben nach [Ort] und dann machen die mir das fertig.«

Hilde: »Als Kind habe ich schon immer gearbeitet mit älteren Leuten. Das war wie eine Familie für mich. Da hat mich nichts anderes interessiert, nur mit den Leuten zu arbeiten.« »Und meine Mutter habe ich zum Schluss noch gepflegt. Naja. Eigentlich pflegte meine Schwester sie, aber wenn ich rausgekommen bin, habe ich es dann meistens übernommen. Da wurde sie [die Schwester] ja auch krank, da habe ich sie auch noch gepflegt. Meine Mutter hat das auch wertgeschätzt, weil ich kann mit Leuten umgehen. Das hat mir Spaß gemacht.« [Kinder?] »Einen Sohn. Mit dem habe ich keinen Kontakt.«

Konrad: »In den letzten Jahren, das ist jetzt zehn Jahre her, mein Vater war auch ein Pflegefall. Der war dann bettlägerig, der war dann daheim bettlägerig und da musste ich meine Mutter unterstützen [...]. Da kam zwar immer ein Pflegedienst, aber der hat ihn nur gewaschen, aber tagsüber mussten wir ihn eben pflegen.« »Und jetzt bin ich eben bei meiner Mutter, weil meine Mutter fängt jetzt langsam Demenz an so ein bisschen. Und das ist/ manchmal könnte man sie auch/ aber ich bleibe immer ruhig. Ich versuche ruhig zu werden.« »Ich habe, auf Deutsch gesagt, die ganze Arbeit mit meiner Mutter. Also ich wohne [...] im Haus. Ich sage mal so, das ist so ein Neubau, die habe ich dann bei mir runtergeholt, weil ich habe [...] kleine Wohnung und die wohnt vier Etagen unter mir und da unterstütze ich sie immer. Wenn ich nicht immer kochen würde, dann würde sie einfach nichts essen. Das ist eben Demenz. Und es wird nicht besser, es wird eher schlimmer. Das jetzt mit Corona begreift sie nicht mehr und so. Das ist alles zu viel. [...] Aber meine Schwestern, die unterstützen mich auch, wenn sie kommen. Ich bin ja der Älteste, und die jüngste Schwester wohnt hier. Und die anderen, wie gesagt, die wohnen im Westen.«

Peter: »Wenn ich jetzt sehe, wie meine Mutter abbaut, die kann kaum noch laufen und hat schon Pflegegrad zwei, da fahre ich immer hin zum Einkaufen und helfe ihr mal so.« »Meine Tochter wohnt ja auch im selben Haus wie ich, wir sind alle ein bisschen familiär da drin.«

In der Summe weisen die Engagierten die Merkmale sozial benachteiligter Menschen auf, die ohne Beschäftigung am ersten Arbeitsmarkt und mit relativ geringen Chancen, dort künftig eine Beschäftigung zu finden, über ein sehr geringes Einkommen verfügen, verbunden mit unterschiedlichen familiären, gesundheitlichen oder sonstigen Belastungen (zum Beispiel aufgrund einer Migrationsgeschichte), die sie bewältigen müssen.

Was sind die Probleme, die die Engagierten umtreiben?

Die Engagierten haben unterschiedliche Perspektiven auf die Welt, aber keineswegs trifft die Unterstellung zu, dass sie nur ihre eigenen individuellen Probleme sehen nach dem Motto ›Erst kommt das Fressen, dann kommt die Morak. Sie sehen sehr wohl über den Tellerrand der eigenen

Probleme hinaus und haben konkrete Vorstellungen von einem guten Leben, einer solidarischen Gesellschaft und einer gerechten Welt. Sie nehmen auch die Krisen wahr, die öffentlich diskutiert werden, allerdings setzen sie andere Schwerpunkte – gerade aufgrund der eindrücklichen Wahrnehmung von Armut und Ungleichheit in ihrem Arbeitskontext in der Suppenküche.

Obdachlosigkeit und Armut

Speziell die Lage von Obdachlosen bewegt viele, die in der Suppenküche auch ein wichtiges Angebot für wohnungslose Menschen sehen.

Bastian: »Ich finde, es ist durchaus gerade zum jetzigen Zeitpunkt, wo auch viele Krisensituationen sind und dergleichen, doch ein sehr wichtiges Angebot. Gerade den Leuten, die diese Hilfe benötigen, diese darzubieten, finde ich sehr wichtig, aber auch sehr schön.« »Ich persönlich finde, klar, man kann den Leuten immer mehr unter die Arme greifen, man kann diesen Leuten einfach mehr Unterstützung bieten. Jetzt so wie ich es gesehen habe – es gibt ja noch ganz viele andere Probleme in der Gesellschaft – aber das ist ja jetzt der eine Aspekt, mit dem ich konfrontiert wurde. [...] Ich bemerke da doch schon mehr, dass sich da was tut. Wenn ich was kritisieren würde, dann würde ich jetzt einfach mal so frei sagen, es müsste schneller was passieren. Also doch mal ein bisschen Druck machen, wir brauchen jetzt mal Entscheidungen.«

Helga: »Ich habe auch so einen Gerechtigkeitsinn, so einen überkandidelten, es ist manchmal nicht wirklich einfach, aber es ist so, und dafür bin ich aber auch sehr dankbar, dass das so ist.«

Gerd: »Ich denke schon, dass es auf jeden Fall wichtig ist, dass es so was [wie die Suppenküche] gibt. Es gibt ja auch so was wie Haus [Notübernachtung für Obdachlose] und so was, wo die Leute unterkommen können – was ja auch wichtig ist. Ja. Ich stelle es mir schrecklich vor, wenn man jetzt auf der Straße leben müsste und man weiß nicht wohin und dann muss man immer Schlafplatz suchen – vor allem dann im Winter, wenn es dann noch kalt wird.«

Auffällig ist, dass die Engagierten sich in die Situation von Obdachlosen einfühlen, deren Perspektive in Bezug auf Regen, Kälte, Wohnungslosigkeit einnehmen, ihre Geschichten hören und emotional mitfühlen, wobei trotzdem eine Distanz bleibt, indem man klarmacht, dass Wohnungslosigkeit für einen selbst nicht in Frage kommt, oder man es sich letztlich nicht wirklich vorstellen kann, so zu leben.

Markus: »Wird immer schlimmer. Es wird immer schlimmer. Es gibt viele Obdachlose, viele, viele. Ich möchte nicht obdachlos sein. Ich meine, im Sommer [...], aber im Winter? Und dann, wenn die Herbstzeit losgeht mit dem Regen alles, mit den klitschnassen Klamotten, da hängen sie den ganzen Tag nur in der Stadt rum. Das wär' nichts für mich hier [...]. Um Gottes Willen.«

Konrad: »Im Sommer lässt mich das ja noch/ aber wenn ich mir im Winter das vorstelle? Also ehrlich gesagt, ich könnte nicht draußen leben, vor allen Dingen, wenn es richtig kalt ist und schneit und es richtig regnet und du keine richtige Unterkunft hast. Weil du kommst ja, auf Deutsch gesagt, nirgends mehr rein. Es wird ja alles zugemacht überall. Die dürfen nicht mehr am Bahnhof sein, in [Ortsteil] ist eine Sparkasse, da werden sie auch rausgejagt. So und Haus [Notübernachtung für Obdachlose], da haben wir vorhin eine gehabt, die wollte hier ins Frauenhaus, da hat sie angerufen, sie kommt nicht rein, weil sie keinen Platz/ weil sie keinen Ausweis hat. Sie hat keine Ausweispapiere. Das begreife ich dann auch nicht. Dafür ist das doch normalerweise da!«

Hilde: »Diese Leute, die trinken oder hier, die spritzen oder so Junkies, das kannte ich alles nicht. Das war ja alles ferngeblieben von mir. Ich habe die normale Welt erlebt. Aber dann habe ich hier angefangen und dann habe ich auch schon alles mitbekommen, dass auch solche Leute existieren, und das ging mir sehr nah. Und da habe ich gedacht, nein, den Leuten musst du helfen.«

Helga: »Erst mal zu sehen, ja, wie schlimm das eigentlich ist, wenn man obdachlos ist. Das kriegt man ja so von außen gar nicht mit, aber jetzt kriegt man das ja schon mit, und welche Geschichten dahinter hängen, das ist so: woah. Ich glaube, wir haben alle unsere Geschichten, aber manchmal ist das so schlimm, was dann auch mein Herz schwer macht, wenn ich das so sehe. Furchtbar. Deswegen habe ich gesagt, ich möchte gerne helfen.« »Ich habe in Berlin ganz viele Obdachlose gesehen und habe gedacht: Nein, irgendwas musst du tun. Wenn die Regierung nichts macht, musst du wenigstens was tun.« »Ich meine, keiner kann sich wirklich vorstellen, dass man auf der Straße leben muss. Und das ist das, was ich auch nie, nie kapiert habe, dass eine Regierung so was zulässt, dass Leute auf der Straße schlafen müssen. Da blutet mir das Herz. Ganz ehrlich, das kann es nicht sein, das ist unmenschlich ohne Ende.«

Der Kontakt mit den Besuchern der Suppenküche führt dazu, dass sie differenzierter betrachtet werden – es sind nicht einfach nur Gäste, sondern sie unterscheiden sich und werden entsprechend unterschiedlich beurteilt. Dabei wird bei aller Ablehnung der Wohnungslosigkeit durchaus das Recht auf eine autonome Entscheidung anerkannt, aber auch die Notwendigkeit betont, die Konsequenzen zu tragen. Trotz der emotionalen Nähe und Einfühlung bleibt eine gewisse Distanz bestehen.

Peter: »Aber hier hast du wirklich arme Schweine. Teilweise. Es gibt auch viele, die nehmen gerne mit. Auch denen sei es gegönnt.« »Es ist unterschiedlich, es gibt hier Arme und es gibt

Ärmste, die sich auch teilweise manchmal noch untereinander ausspielen. Da gibt es immer kleine Rivalitäten und sonst was. Ich sage mal so, die richtig armen Schweine, die obdachlos sind, die auch noch nicht so alt sind, die freuen sich, wenn sie hier was zu essen kriegen, sich mal duschen können und überhaupt auch vielleicht im Winter gerade sich mal aufwärmen können. Dann gibt es einige, das sind Kaffeetanten, nenne ich sie immer, das können auch Kerle sein, aber das sind die Kaffeetanten. Die kommen her, weil sie unter Leute wollen und weil es preiswert ist. Das sind übrigens diejenigen, die den ganz Armen manchmal nichts gönnen. Das ist ganz verrückt. Dann gibt es aber auch noch eine Sorte, die hat in der letzten Zeit zugenommen, das war, meiner Meinung nach, voriges Jahr noch nicht so schlimm oder ich habe es nicht als schlimm empfunden, [...] das sind junge Leute, die abhängig sind. Was auch immer sie nehmen, das geht mich nichts an, bei den meisten kriegst du mit, dass sie Chemie genommen haben. Weil wer sich so lange mit sich selber unterhalten kann, das ist schon hochinteressant. Da wundert es mich eigentlich, aber viele von denen sind auch ein bisschen hochnäsiger, denen musst du mal ein bisschen auf die Füße treten, dass sie mal wieder runterkommen.«

Bastian: »Klar, denen kann man immer mehr Unterstützung bieten, [...], irgendwo hilft auch jede Unterstützung nicht mehr. Irgendwo ist das eine freie Entscheidung dieser Menschen, wir leben hier in Deutschland, da ist jeder ein freier Mann – meistens jedenfalls – und da können wir nicht sagen, wie sie ihr Leben zu leben haben. Und ich denke, das ist eine wichtige Kompetenz der Gesellschaft, dass man auch die Entscheidungen vieler Menschen respektieren muss. Und ich finde, es wird schon in letzter Zeit mehr auf dieses Thema aufmerksam gemacht.«

Helga: »Ich denke, es gibt viele, die sich nicht helfen lassen wollen, weil sie finden das eben halt so schön. Warum auch immer. Aber wenn man rankommen würde an die Leute, dass man mit denen reden könnte, dass man auch ein anderes Leben haben könnte. Weiß ich nicht, also vielleicht verstehen sie es auch gar nicht oder wollen es nicht verstehen. Ich meine, wenn ich manchmal so sehe, dass da Lehrer, Professoren oder so manchmal auf der Straße leben? Oh Gott! Es kann uns alle mal irgendwie treffen. Weiß man, was jetzt noch kommt?«

Stefan: »Das ist eben scheiße, keine Wohnung, obdachlos und jetzt kommt das Sauwetter wieder. Naja, gut, wenn du Mietsschulden hast, Strom und alles Schulden hast, dann kriegst du halt nie wieder eine Wohnung von der [Wohnungsgesellschaft]. Das ist klar.«

Bastian: »Aber grundsätzlich bleibe ich eher distanziert, weil ich diesen Menschen einfach auch einen gewissen Respekt gegenüber zeigen möchte und es [das>Sie<] auch einfach als die entsprechende Anredeform hier achte. Die Leute sind unsere Gäste, nicht unsere Freunde – da bin ich ganz direkt – und als solche würde ich sie auch gerne behandeln. Wie gesagt, es gibt Ausnahmen, das hat sich dann im Laufe der Zeit ganz natürlich so entwickelt. Aber ganz grundsätzlich: freundlich, aber distanziert.«

Für die Sozialarbeitenden ist eine gewisse Distanz laut eigener Aussage Teil ihrer Professionalität. Allerdings sei diese Distanznahme nicht ganz

auf das Team übertragbar, da viele der Engagierten auch privat mit Gästen (zum Teil Mitglieder ihrer Familie) in Kontakt stehen und die Grenzen zwischen denen vor und denen hinter der Theke verwischen.

Politik

Beim Thema Politik gehen die Meinungen der Engagierten auseinander. Von nicht-demokratischen Vorstellungen, inklusive Ressentiments gegen (politische) Eliten, bis zum Wunsch nach Erhalt des Status quo und zu eher linken Positionen sind unterschiedlichste Auffassungen vertreten. Nichtwählende finden sich unter den Engagierten ebenso wie AfD-Wählende oder ein Mitglied der Partei »Die Partei«. Die meisten äußern sich im Alltag wenig politisch. Politische Debatten unter Verwendung von Argumenten finden in der Suppenküche kaum statt, doch das Gefühl, dass die Politik nicht genug für ärmere Menschen tut und politische Eliten nicht wissen, wie es »unten« zugeht, ist überall anzutreffen, ebenso die Meinung, dass man vom Jobcenter als »Mensch zweiter Klasse« behandelt werde.

Helga: »Die alte Regierung muss weg. Also weg. Alle. Alle radikal. Es sind ja schon wieder neue Parteien, die sich wieder zusammengefunden haben – aber mehr aus dem Volk praktisch. Und ich glaube, nur so funktioniert es. Wenn sich die Leute vom Volk – egal ob das jetzt Rechtsanwälte sind oder Ärzte, alles, von jedem Berufsstand einer, wie auch immer, dass die sich dann zusammensetzen und dann eine Regierung bilden. So stelle ich mir das vor.« [Gewählt würde nicht, sondern einfach aus jedem Berufsstand jemand delegiert oder wie?] »Ja, das muss man eben erst mal sehen, wie die Ersten dann so regieren. Das muss man dann erst mal sehen. Ich meine, man kann ja immer irgendwo dann doch mal ein schwarzes Schaf drin haben. Also es darf auf alle Fälle nicht mehr so sein, wie es jetzt ist. Ich finde, es wird auch Zeit. [...] Das geht gar nicht. Die Wirtschaft sowieso. Also die Wirtschaft, generell die Elite? Weiß ich nicht. Ich würde sie alle einsperren in einem Steinbruch oder sonst irgendwas. Da kriegt man manchmal so eine Wut, wo man sagt, wie kann man das mit Menschen machen.«

Hilde: »Ich würde den Armen erst mal Unterstützung anbieten. Ja. Das andere müsste dann alles sein wie bisher. Das finde ich eigentlich gut. Aber irgendwie den Armen würde ich Unterstützung bieten. Das ist das Allerwichtigste. Denn die brauchen das. Denn die wissen ja nicht wohin sonst.«

Konrad: »Aber im Grunde genommen ist es doch egal, wen du wählst. Als Erstes denken die nur an sich. Und ich meine, den meisten ist es doch egal, ob ein Liter Sprit fünf Euro kostet oder nur einen Euro – die sind abgesichert. Die Politiker, manche Politiker/ deswegen. Wie gesagt, wer nicht zur Wahl geht, das ist auch falsch, da kommen dann immer die Falschen.« »Aber die Politiker, wie gesagt, die haben sich früher über unsere Politiker, die DDR-Politiker

aufgeregt, manche, die sind noch schlimmer wie früher gewesen. Deswegen Politik interessiert mich nicht. Ich gucke es mir zwar an manchmal im Bundestag, da sehe ich schon auch wieder [...] kriegen hier zigtausende von Euros, da frage ich mich: Wieso? Deswegen sage ich, wie gesagt, Politiker muss es geben, aber ums Volk kümmern sich manche nicht oder nur um die Obersten, die das Geld haben, um den kleinen Mann kümmert sich da keiner. [...] Die wissen überhaupt nicht, wie es unten wirklich zugeht. Das ist es. Hauptsache, die kriegen ihre Diäten dann, die sind abgesichert mit ihren Renten, die kriegen ihre Pension. Wie gesagt, wenn ich mal Rente kriege, Hartz IV werde ich kriegen, Grundsicherung, [...] was die dann in einem Monat kriegen, das kriege ich dann in zwei Jahren oder so, auf Deutsch gesagt, wenn überhaupt. Aber ich sage immer, Politiker, wählen musst du gehen, sonst kommen die Fal-schen.«

Peter: »Es ist eigentlich schlimm genug, dass es so was [wie die Suppenküche] geben muss in diesem Land. Irgendwie sollte Deutschland mal Nummer vier sein, ist es wahrscheinlich nicht mehr, aber wenn es jetzt das achtreichste Land der Welt ist, reicht es auch. Na gut, also da bin ich dann auch ein bisschen durch meine politische Haltung gerne mal der Ankläger.«
»Aber in der Politik ist es inzwischen so, dass die, die am unfähigsten sind, immer noch einen Posten hochfallen, damit unten die die Arbeit machen können, und die [oben] keinen Schaden anrichten: Mach die Unterschrift drunter, dann richtest du keinen Schaden an, wir machen das schon. Aber die, die dann die Arbeit machen, sind ja dann meistens auch wirtschaftsnah oder Lobbyisten oder sonst was. Und das greift dann alles so schön rein. [...] Wie gesagt, wenn die dann den Karren an die Wand gefahren haben, verpissen sie sich und es kommt dann wieder auf den Steuerzahler zu. Das weiß man ja. Das müsste man sehen, dass man das ändern kann. Das geht nicht schnell, das würde Jahre dauern. Gerade in der alten Bundesrepublik haben sich ja die Strukturen 70 Jahre lang festgelegt, also das ist richtig festgewachsen. So, und dann haben wir in der Zone das hier alles übernommen, eins zu eins, weil es schnell gehen musste und weil der Kohl die D-Mark haben wollte. Gut, ich war auch nicht böse. Aber man hätte das noch ein bisschen anders machen können. Aber Helmut Kohl hatte damals gesagt tatsächlich, er hat zugegeben, wir haben keine Zeit gehabt. Gut, aber man hätte dann wenigstens so ab '92, '93 mal überlegen können, jetzt haben die Leute ihren Kram, die Arbeitslosigkeit ist gewachsen, was machen wir besser? Aber seit 20 Jahren ist der Karren vor die Wand gefahren mit China und sonst was, Globalisierung, dieser Turbokapitalismus – brauchen wir gar nicht drüber diskutieren.«

Die politischen Vorstellungen sind unterschiedlich differenziert und bilden ein breites Spektrum an Meinungen ab. Interessant ist, dass trotz der sehr unterschiedlichen politischen Meinungen die Zusammenarbeit im Alltag in der Regel gut klappt und sich Probleme in der Zusammenarbeit nicht an politischen Differenzen entzünden.

Die Corona-Krise war für die Suppenküche nicht so dramatisch, weil sie nur für einen kurzen Zeitraum, als die Mitarbeitenden selbst an Corona erkrankt waren, geschlossen werden musste. Im Unterschied zu anderen Einrichtungen durfte die Suppenküche geöffnet bleiben, was als ein Signal empfunden wurde, dass die Einrichtung für die Stadt wichtig ist – also eine Art Anerkennung der Arbeit. Es wurde auch ein Impfangebot für Mitarbeitende, Ehrenamtliche und Gäste organisiert, so dass alle, die wollten, geimpft werden konnten. Ansonsten änderte sich der Modus (Ausgabe an der Tür, geringere Zahl von Gästen zur gleichen Zeit in den Räumlichkeiten, Befristung des Aufenthalts in den Räumlichkeiten, Abstandsregelungen und Hygiene-Maßnahmen), aber für die Engagierten blieb es überwiegend bei den gleichen Arbeitszeiten, der Arbeit im Team, dem Kontakt mit Gästen und einer sinnvollen und gesellschaftlich notwendigen Aufgabe, die auch in den Medien wahrgenommen wurde. Die Tätigkeit in der Suppenküche fungierte mit den angepassten Routinen in der Corona-Krise als ein Stabilitätsanker für die Engagierten.

Bastian: »Die Einrichtung hatte nur einmal aufgrund einer Corona-Infektion geschlossen. Da war für mich dann natürlich auch zu Hause meine Ruhephase. Da war dann nichts los. Aber ansonsten hatten wir hier immer ganz normale Arbeitszeiten.« »Ganz direkt hat es natürlich hier einschneidende Wirkung gehabt gerade, wir mussten die Anzahl der Gäste begrenzen. [...] Eine ganze Weile lang mussten wir sogar die Leute gänzlich aus [der Suppenküche] bitten und konnten nur vorne am Eingang über To-go-Becher und dergleichen nur alles zum Mitnehmen verpacken. Also ich denke weniger für mich, sondern eher für die Gäste war Corona hier [in der Suppenküche] betreffend. Bis auf Maske tragen, Hygienevorschriften einhalten und, wie gesagt, die begrenzte Gästezahl hat mich jetzt Corona hier in der Arbeitszeit wenig betroffen.«

Markus: »Vorne an der Tür [... haben wir] rausgegeben, das Essen und das Trinken, alles, die Brote mussten wir einpacken. Es ging weiter. Zumachen konnten wir nicht. [...] mittlerweile können jetzt 20 Mann [zeitgleich] rein. Aber die müssen dann, wie gesagt, alle [...] planmäßig müssen sie raus. Wenn wir jetzt von zehn bis dreiviertel elf die Leute drin lassen, schmeißen wir sie raus, dann müssen wir die Tische sauber machen, dann müssen wir alles desinfizieren, so, dann können sie wieder rein, die nächsten. Die Vorschriften müssen eben eingehalten werden. Sonst sagen die vom Gesundheitsamt oder von der Stadt, dann machen die hier zu. Und dann gucken viele sich um. Viele. Weil viele wissen nicht, wo sie hinzugehen haben. Wie gesagt, wenn es draußen kalt ist und es regnet, dann kommen alle hier rein.«

Konrad: »Das war jetzt durch Corona, dass sie mal ein bisschen aufmerksam geworden sind, da war mal eine Zeitung da damals, das Radio oder so.«

Der im Osten Deutschlands durch die AfD ausgenutzte und befeuerte Diskurs über Ausländerinnen und Ausländer¹⁷ findet auch seinen Niederschlag in der Suppenküche. Obwohl die Zusammenarbeit mit ausländischen Kolleginnen und Kollegen gut funktioniert, gibt es die typischen Vorurteile bezüglich Geflüchteten, die Deutschen die Wohnungen und Mittel wegnähmen und nur willkommen seien, sofern sie arbeiten und »sich benehmen«. Dazu passt, dass die kurdische Kollegin (gefördert mit ÖGB) aus Syrien betont, dass ihr Mann und alle ihre Kinder bis auf eine Tochter in Deutschland seien und alle ausnahmslos arbeiteten. Der Ehrenamtliche aus Eritrea berichtet, dass er seit Monaten auf eine Arbeitserlaubnis warte, um seine Ausbildung in der Pflege, die er erfolgreich abgeschlossen hat, nutzen zu können. Die ausländischen Engagierten nehmen den Diskurs über Migrantinnen und Migranten und die Erwartungen an sie genau wahr und passen sich entsprechend an.

Stefan: »Passen Sie auf, jetzt sage ich Ihnen das auch, gucken Sie mal, Politik, ich habe nichts gegen Ausländer, die hier arbeiten und fleißig sind, zum Beispiel unsere [Oxana] die ist sehr fleißig. Aber es gibt auch welche, die kommen nur und halten die Hände auf oder kriegen Wohnungen und unsere Leute, die Obdachlosen, die kriegen keine Wohnung, das ist das Traurige. Sonst? Wer hier arbeitet, da habe ich nichts dagegen. Ansonsten? Die lassen mir meine Ruhe und ich lasse denen ihre Ruhe.«

Helga: »Wenn ich in eine Partei gehen würde, dann würde ich dafür sorgen, dass es so was [wie die Suppenküche] nicht mehr gibt. Dann würde ich auch dafür sorgen, dass es keine Arbeitslosen mehr gibt. Man kann ja eine Welt haben, wo es so wunderschön ist, wo alle zusammenhalten. Das ist ja im Moment gar nicht, es wird ja immer mehr gespalten hier, der ganze Dreck hier. Aber ich stelle mir eben eine bunte Welt vor, wo ich sage: Klar, können auch die Ausländer da sein, solange wie sie sich benehmen, ist es doch überhaupt kein Thema. Ja. Und die anderen werden bestimmt ihre Strafe kriegen, wenn es dann so weit ist, denke ich mal. Aber ich möchte wirklich eine bunte Welt haben, eine friedliche Welt haben. Frieden ist mir ganz wichtig.«

Was eine bunte, friedliche Welt genau ist, bleibt unklar – insbesondere, wenn man dafür erst einmal die Eliten »einsperren« und »in einen Steinbruch« schicken will. Diese Aussagen gehören zu den starken Tönen der »Lauten«, die sich Gehör verschaffen wollen und froh sind, im Rahmen eines Interviews mal etwas Dampf ablassen zu können. Dies kann auch der Situation geschuldet sein, dass man im Rahmen eines Interviews die Möglichkeit hat, in einem geschützten Raum sich etwas lauter als üblich Luft

zu machen. Das ist aber eine Ausnahmesituation. Meistens ist die Mehrheit der Engagierten eher leise – was sich auch daran zeigt, dass die Aussage eines ›Lauten‹ in der Morgenrunde, dass man außer der AfD nichts wählen könne, überwiegend unwidersprochen bleibt. Manche der ›Leisen‹ sind sich dessen auch ganz bewusst:

Bastian (19 Jahre alt): »Ich finde es immer ganz schwierig, wenn junge Menschen den Mund aufreißen und sagen: Diese Gesellschaft ist falsch, das muss jetzt geändert werden. Ich weiß, da gibt es immer ganz viele, und es heißt ja immer Jugend voran. Aber ich bin nicht der gleichen Meinung. Also grundsätzlich muss ich sagen, ich habe zu wenig von der Gesellschaft gesehen, als dass ich sagen könnte, das gefällt mir gar nicht, das muss weg sofort.«

Praktisch alle im ersten Kapitel genannten Krisenphänomene (Preissteigerungen, die besonders für arme Menschen problematisch sind, Unzufriedenheit mit der Politik, Migration, Corona, Krieg) tauchen in den Gesprächen – mit unterschiedlicher Gewichtung – auf. Ein Problem, das in der Suppenküche kaum angesprochen wird, ist der Klimawandel oder die ökologische Krise. Die Tatsache, dass einige Bäckereien ihre Brote, Brötchen und Kuchen vom Vortag von der Suppenküche abholen lassen, wird nicht als Beitrag zur Reduktion der Ressourcenverschwendung gesehen, sondern als Möglichkeit, kostenlos Brot und Brötchen an die Gäste zu verteilen. Vegetarisches Essen ist eher eine Notlösung, die nur bei wenigen beliebt ist. Wenn es zum Beispiel (mit Hackfleisch) gefüllte Paprika mit Kartoffeln und Soße gibt und die Paprika sind aus, dann gibt es *leider* nur Kartoffeln mit Soße – aber dafür verbilligt. Auf Schweinefleisch in der Suppe zu verzichten, wird eher aus religiösen Gründen angefragt als aus ökologischen. Fleisch kann somit zu einem Ausschluss von religiösen Menschen führen – zum Teil aufgrund von Unwissenheit in Bezug auf religiöse Regeln. Für viele Gäste ist Fleisch (meist Schweinefleisch) ein Muss, und auch bei den Engagierten gibt es da wenig Experimentierfreudigkeit. Dadurch können sich etwa Muslime ausgeschlossen fühlen, da es nicht täglich ein Alternativangebot gibt.

Welche Erfahrungen sind prägend?

Wie bereits beschrieben, prägt die Wahrnehmung von Armut und Ungleichheit durch den Kontakt und die Gespräche mit den Gästen der

Suppenküche die Wünsche nach mehr Gerechtigkeit, Abschaffung von Armut und mehr Hilfe für die Ärmsten. Diese Wahrnehmung führt dazu, dass der Wunsch nach Gerechtigkeit nicht abstrakt bleibt, sondern dass die Engagierten ihr eigenes solidarisches Tun in diesem Kontext verorten können.

Hilde: »Richtig geprägt haben mich die Leute hier, wo ich hier angefangen habe. Das kannte ich ja damals noch gar nicht.«

Nutzen

Die Engagierten sehen aber durchaus auch Nutzen für sich selbst in ihrer Tätigkeit, denn die Arbeit in der Suppenküche verschafft ihnen eine gewisse Stabilität – nicht nur in der Corona-Zeit, sondern auch im Alltag durch eine klare Strukturierung der Zeit. Man bekommt eine (Mehr-)Aufwandsentschädigung bzw. Taschengeld, was keinen regulären Arbeitslohn darstellt, aber für Menschen, die wenig Geld haben, einen Unterschied macht und eine Form der Anerkennung ist. Als BFDler oder Person in einer Maßnahme muss man nicht mehr dem Jobcenter zur Verfügung stehen für Arbeiten, die als anstrengend und nicht lohnend betrachtet werden. Darüber hinaus stellt die Suppenküche eine kleine Gemeinschaft dar, in der man vor Vereinsamung und Langeweile geschützt ist. An Weihnachten findet ein großes gemeinsames Essen statt, zu dem sehr viele Menschen kommen.

Bastian: »Ich denke, für viele ist es auch eine gewisse Sicherheit, weil ich merke, dass viele Hartz IV beziehen, arbeitslos sind und ein relativ instabiles Leben führen, dann ist hier so dieser Alltag so eine Art Schutzinsel, sage ich mal. Hier kommt man her, hier hat man einen geregelten Alltag, hier weiß man, was auf einen zukommt, hier bekommt man seinen Lohn – und so läuft der Alltag ab. Ich denke, das schätzen viele auch, die ja, wie ich das bemerkt habe, wirklich auch gerne herkommen. Es gibt hier keinen Kollegen, der sagt: Ich arbeite hier, weil ich muss, oder eigentlich macht es mir keinen Spaß. Sondern wirklich jeder hat hier seine Freude dran und äußert das auch.« »Ehrenamt ist ja auch irgendwo eine freiwillige Sache. Das stimmt schon, das ist es in erster Linie. Ehrenamt macht man ja aus freien Stücken heraus, weil man selber noch was tun möchte in seinem Leben, weil man sich für eine Aufgabe einsetzen möchte – ist jedenfalls meine Interpretation. Jetzt muss ich zugestehen, ich habe hier immer mitbekommen, dass man hier eine Entschädigungspauschale bekommt. Das heißt, für mich war mein erster Eindruck von Ehrenamt, so wie ich es hier kennengelernt habe, man bekommt Geld dafür. Die gesamte Bürokratie im Hintergrund, da kenne ich mich nicht aus, da will ich mich jetzt auch nicht reinfuchsen. Aber ganz grundsätzlich finde ich

es natürlich schon schön, wenn man für seine Mühen entlohnt wird. Ich finde es auch nicht schlimm, wenn der Geldbetrag dann gar nicht so riesig ist. Ich finde, man freut sich über jede Art der Belohnung – auch wenn sie gering ausfällt. Demnach würde ich sagen, eigentlich kann man die paar Euros, die wirklich nicht viel sind, den Leuten, die sich hier bereitstellen und hinstellen – ich mache hier ehrenamtlich weiter, ich nutze meine Freizeit – natürlich dann auch die entsprechend aufbringen, dass man die gebührend entlohnt. Wie gesagt, muss ja keine Riesensumme sein. Aber wenn man unter hundert Euro bleibt, hat man eine gute Summe und immer noch eine Summe, über die man sich freuen kann.«

Gerd: [Arbeitszeit?] »Ja, wobei jetzt inzwischen sind es immer vier Tage pro Woche. Ja, finde ich für mich ganz gut, dass ich zumindest teilweise so einen Rhythmus habe, sage ich mal. [...] das ist gut, dass das so ist. Weil das mit Tagesstruktur ist immer noch so eine ganz große Baustelle bei mir, sage ich mal. Wenn ich nicht arbeiten muss, dann habe ich nicht wirklich was, was ich machen könnte, sage ich mal. Dann bin ich meistens eigentlich auch nur zu Hause.«

Peter: »Ich habe es auch ehrenamtlich gerne gemacht, ich sage mal so, weil ich habe Vorteile, dass ich erstens in der Stadt wohne, [...] und dadurch nur bis her sind es mit dem Fahrrad zehn Minuten Weg. Ich bin hier gut aufgehoben, weil ich wurde gut angenommen im Kollektiv und die Gäste, mit denen komme ich auch, ich sage mal, zu 95 Prozent klar. Also wäre ich blöd, da/ und das Arbeitsamt lässt einen dadurch auch halbwegs in Ruhe.« »Als Schlosserhelfer war ich da [bei einer Zeitarbeitsfirma] eingeteilt. Gelohnt hat es sich finanziell überhaupt nicht, im Gegenteil, und da ich damals noch das Magengeschwür hatte, hat mir das auch durch den innerlichen Stress Schmerzen bereitet. Klar, die Arbeit sowieso, gut, damals war ich noch 45, das ging. Aber dann, boah, [...] alte Tonrohre zum Rohrschneider, hat mir der Wanst gebrummt! Ich habe dann auch gleich krankgemacht, ich war keine drei Wochen dort. Nie wieder mache ich so einen Scheiß. Auf der Baustelle musstest du nach deinem Quartier, nach deiner Unterkunft, wo du pennen kannst zu Feierabend, da kümmern sie sich angeblich drum. Gut, hatten sie dann ein bisschen/ immer telefonieren. Ich sage, Leute, ich kann hier nicht den ganzen Tag telefonieren, ich muss arbeiten. Kam auch der Bauleiter raus: Bist du hier zum Telefonieren oder zum Arbeiten? Habe ich gesagt: Nein! Deswegen sage ich: Hier gut aufgehoben, nie wieder so ein Scheiß.« »Ich bin froh, dass ich meine Ruhe habe, ich habe ein kleines Zubrot zu meinem Hartz IV, ich komme mit meinem Geld gut hin, ich habe nicht so große Ansprüche mehr.«

Hilde: »Das ist wie so eine Familie. Auch die Kunden, das ist wie eine Familie. Die kennen mich alle jetzt mittlerweile. Ich bin schon viereinhalb Jahre hier. Das ist wie eine Familie und ich kann mir das gar nicht anders vorstellen mehr. Wenn ich auf die Arbeit komme, da blühe ich auf. Zu Hause meine vier Wände anstarren? Das ist mir nichts. Dann komme ich lieber hierher.«

Konrad: »Ich musste es zu Anfang auch machen, weil es kam vom Arbeitsamt und ich habe gesagt, naja, ehe ich mich mit dem Arbeitsamt ärgere, mache ich das. Und seit zwei Jahren ist es eben immer besser geworden, es hat mir immer mehr gefallen, das machst du gerne

und so, dann bin ich gerne hergekommen. [...] ich mache es gerne. Ich freue mich, wenn eine Anerkennung kommt von den Gästen und so.«

Markus: »Mir macht alles Spaß. Ja, ich mache alles hier. Ich bin gerne hier. Ob ich daheim rumsitze oder ob ich hier den Leuten helfe? Ich bin gerne hier. Ich mache das gerne. Ich bin ja auch schon so lange hier. Wahnsinn.« »Wenn du den ganzen Tag in der Plattenbude bist, da drüben, da kriegst du 'nen Klaps. So bist du wenigstens unter Leuten hier. Ich würde eine Meise kriegen, den ganzen Tag daheim. Was willst du daheim machen? Den ganzen Tag Fernsehen gucken? Da kriegst du viereckige Augen. Um Gottes Willen nein. Da bin ich lieber hier, da kann ich anderen Leuten helfen hier. Und ich mache es auch gerne.«

Anerkennung und Sinn

Eine wichtige Erfahrung, die die Engagierten bei ihrer Tätigkeit machen, ist die Anerkennung für die Arbeit, die manchmal auch nur aus Zuhören besteht. Das geht über individuelle Nützlichkeitsabwägungen hinaus. Die Anerkennung lässt sie zu einem wichtigen Teil der Gemeinschaft werden, und die Dankbarkeit, die sie für ihre Arbeit erfahren, ist für viele der Engagierten sehr wichtig und mit positiven Emotionen besetzt. Sie wird aber auch eingefordert und Undankbarkeit als problematisches Verhalten betrachtet.

Bastian: »Und gerade die Leute, die hierher kommen, weil sie es wirklich nötig haben, denen mit diesem Angebot auch ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern, ist auch einfach ein sehr positiver Aspekt und zeigt mir auch einfach, wie wichtig diese Einrichtung für die Gesellschaft, gerade für diesen Teil der Gesellschaft ist.«

Helga: [Was gefällt an der Arbeit?] »Der Umgang mit den Menschen, dieser Kontakt. Es gibt auch einige, die: Oh schön, oh toll. Die kommen dann jeden Morgen: Guten Morgen [Helga]. Das ist schön für mich. Finde ich toll.«

Hilde: [Bedeutung der Suppenküche?] »Das bringt mir Leben. Da kann ich mich beweisen, was ich kann, und ich kann auch noch lernen, davon abgesehen, ich lerne. Oder wenn ich mich mit den Leuten unterhalte, die erzählen mir ihre Probleme, die brauchen jemanden, der zuhören kann – nicht nur Ratschläge geben, sondern zuhören, das reicht den meisten schon, oder mal trösten, das reicht denen voll und ganz. Und die Arbeit wächst mit mir. Und du versuchst immer, was Neues zu machen, um den Leuten zu helfen, was anderes zu präsentieren – sei es beim Essen oder beim Zuhören, egal was.« »Für die Gäste ist es ein Halt, ein Lebenshalt, kann man sagen. Ich habe einen Kunden mal erlebt, der hat zu mir gesagt, wärt ihr nicht gewesen, wären wir alle schon längst tot. Also sind wir doch der Halt für diejenigen Leute, die uns brauchen. Ja, die brauchen uns, sonst gehen die ein. Wo sie sich duschen können, wo sie Wärme spüren. Und die wollen auch menschliche Wärme, nicht nur hier die

Wärme vom Haus, sondern auch menschliche Wärme von den Leuten, die hier arbeiten. Und die sollen nicht das Gefühl haben, dass sie abgestempelt sind. Sie wollen integriert werden.«

Konrad: »Hier sieht man, wenn man was Gutes macht, dann kriegt man Dankbarkeit zurück hier. Kommen die Gäste, sagen: Oh, das hat aber heute gut geschmeckt und so, Dankeschön. Es hat schon viel gute Kontakte mit den Leuten hier.«»Die Obdachlosen, die sind dankbarer wie andere. Wo wir nur zehn Mann reinlassen durften, die sind aufgestanden und gegangen. Und die anderen, die normalerweise nicht hier sein brauchten, die waren: Oh, warum soll ich hier gehen? So. Und das ist das, was ich manchmal nicht begreife. Da könnte ich auch manchmal aus der Haut fahren, aber ich bleibe lieber ruhig.«

Die Engagierten erfahren ihre Tätigkeiten als sinnvoll – was sie in anderen Situationen vermisst haben.

Konrad: »Ich bin ja schon etliche Jahre arbeitslos. Ich hatte zwar immer so ein paar mal Nebenjobs oder Ein-Euro-Jobs oder mal auf 450-Euro-Basis ein Job. Aber das hat mir gar nicht gefallen, da war ich bei der Zeitung und habe die Werbung in die Zeitungen reingelegt. Da bist du nur hingegangen und warst froh, wenn du daheim warst. Hier, manchmal da hast du das auch, da bist du auch geschleift, aber da gibt es Tage, da sage ich, da gehe ich gerne auf die Arbeit. Weil hier sehe ich das, was ich mache. Hier sehe ich auch einen Erfolg, der kommt mit einem, na, strahlendem Gesicht will ich nicht sagen, aber du siehst an den Gesichtern, die kommen so rein, höh, und so gehen sie manchmal raus. (lächelt) Manche jedenfalls [...], hier siehst du, was du geschaffen hast und dass du was für andere Leute gemacht hast. Das, was vorher nicht war, wie gesagt, wo ich den 450-Euro-Job gehabt habe.«

Peter: »Was mir am besten gefällt? Eigentlich, dass man irgendwo nützlich ist.«»Nein, Sonderbehandlungen gibt es bei den Gästen nicht, aber dass sich dann trotzdem einige gut fühlen, wenn sie hier rausgehen, und dadurch fühle ich mich zum Feierabend gut.«»Nützlich sein und trotzdem noch für sein Alter, naja, du kannst halbwegs noch was und wirst noch gebraucht.«

Erfahrung im Team

Neben dem Kontakt mit den Gästen stellt auch die Zusammenarbeit im Team eine wichtige Erfahrung dar. Dabei gibt es nicht nur ›Friede, Freude, Eierkuchen‹, sondern auch Herausforderungen und Auseinandersetzungen. Besonders kritisch wird Unzuverlässigkeit gesehen, also das spontane Absagen einer Schicht. Doch die Erfahrung, dass man Konflikte gemeinsam angehen und bewältigen kann, ist für viele Engagierte sehr wertvoll. Die Möglichkeit, Regeln flexibel anzupassen an die Gegebenheiten, um menschliche Entscheidungen zu treffen – im Unterschied zu einer Be-

hörde, die sich an bürokratische Regeln halten muss –, wird als positiv wahrgenommen. Gleiches gilt für eigene Vorschläge, die man einbringen kann und die auch gehört werden, sowie für die Morgenrunde und das ›Mitarbeitergrillen‹, die Austauschformate darstellen, in denen man einerseits in Ruhe Probleme ansprechen und lösen kann und andererseits ungezwungen mit den anderen Mitarbeitenden der Wohlfahrtsorganisation ins Gespräch kommen kann. Diese Austauschformate fördern ein partizipatives Miteinander, das es ermöglicht, eine gemeinsame Linie zu entwickeln und miteinander Spaß zu haben.

Bastian: [Was macht Spaß?] »Ich denke, die Arbeit miteinander, sich in das Team einfinden und dann gemeinsam so diesen Tagesablauf strukturieren, organisieren und natürlich auch gemeinsam bestehen. Man kommt immer mal wieder an neue Herausforderungen und diese gemeinsam zu bewältigen, das macht sehr viel Spaß und zeigt auch immer wieder, dass man an sich selber wachsen kann. [...] Natürlich macht auch das Reden mit den Gästen sehr viel Spaß, gerade auch deren Geschichten zu hören, die ja von sehr tragisch zu auch wirklich sehr interessant wirklich alles beinhalten können. Da hört man doch echt einiges mit.«

Gerd: [Zusammenarbeit im Team?] »Da kann ich mich nicht beschweren, die ist super.« »Da habe ich hin und wieder mal gesagt: Okay, man könnte vielleicht eine andere Liste machen, das dann soundso machen. Das wird, wenn ich dann was habe, auch angenommen und dann darf ich das machen. [...] Meistens haben wir ja Morgenrunden, wo wir, wenn es was gibt, so was besprechen. Und [...] dann wird auch abgestimmt, ob man es braucht und ob es möglich ist oder so was. Aber bis jetzt war eigentlich alles ganz gut. [...] Morgenrunden sind eigentlich immer angenehm. Ja, na gut, es gibt halt mal Tage, wo man nicht gut drauf ist oder mehrere nicht gut drauf sind, aber es ist nicht so schlimm.«

Peter: »Manche haben immer die Regeln: Das darf nicht, das darf nicht. Man muss auch mal menschliche Entscheidungen treffen und ich bin froh, dass ich das machen kann. Das sind so Sachen, die mir ganz gut gefallen. [...] Oder jeden Morgen in der Morgenrunde kann man sich ja auch auskotzen, wenn man will. Ja, und wie gesagt, eigentlich mit Gästen, mit Kollegen? Naja, da gibt es auch ein paar gewisse, aber ich nenne es: Problemchen. Das kann man normalerweise auch klären, da haben wir die Morgenrunde oder wir klären es privat.« »Morgen ist [Mitarbeitergrillen]. [...] Da muss auch ein bisschen der Hof und so hergerichtet – dass keine Kippen rumliegen und ein bisschen Ordnung machen – also auch so was mache ich gerne mal, weil das ist mal was anderes und wenn es nützlich ist, mache ich es gerne.«

Hilde: »Die Kollegen sind sehr nett. Ich freue mich immer, wenn ich sie sehe am Montag. Also das ist wie eine Familie für mich. Wenn mal einer nicht spurt, dann geht man ihn mal an, dann geht es weiter. Aber dann meinen wir es wirklich nur gut, das wissen die auch.« »Vor allen Dingen muss eine Struktur auch herrschen. Nicht der eine hü, der andere hott, das ist das. Der Zusammenhalt. Wenn der eine sagt, wir machen das, und der andere sagt dann, nein, dann mache ich das. Und du bist in der Mitte, du weißt nicht, auf wen du jetzt hören

sollst, damit du einen geraden Weg gehen kannst. Die Einigkeit von beiden Seiten muss da sein.« [Mitarbeitergrillen?] »Das finde ich gut, damit sich mal die Büroleute mit den Mitarbeitern von der [Wohlfahrtsorganisation], so wie wir, mal zusammenkommen, da können sie mal schnacken: Wie macht ihr das? Oder seid ihr zufrieden? Oder wie auch immer, mal sich austauschen, Informationen. Das finde ich schon mal nicht schlecht.«

Helga: »[...] wir sind alle Menschen, wir sind alle gleich und deswegen kann man sich auch ordentlich unterhalten. Ja, aber das gibt es eben nicht überall. Und hier, finde ich, wird in Ruhe gesprochen und, ja, das möchte ich auch, dass man in Ruhe reden kann, man muss hier nicht rumbrüllen oder sonst irgendwas. Und das ist sehr angenehm, muss ich sagen. Ich fühle mich sehr wohl hier.«

Problematisch ist es, wenn der Eindruck entsteht, dass Einzelne sich als Trittbrettfahrer vor der Arbeit drücken wollen und so das Team nicht an einem Strang zieht, was in einer kleinen Gruppe durchaus auffällt. Als ein weiteres Problem wird ein unhöflicher Umgang mit den Gästen gesehen. Die gute Stimmung und der Zusammenhalt sind davon abhängig, dass alle mitmachen und man sich aufeinander verlassen kann. Personen, die das nicht möchten oder können, verlängern in der Regel ihre Mitarbeit nicht, was aufgrund der Freiwilligkeit auch leicht möglich ist.

Konrad: [Was gefällt?] »Na, der Umgang mit Leuten, mit Kollegen und so, das gefällt mir. Weil erst mal ist es eine kleine Gruppe. Ich bin nicht ganz so in einer großen Firma, das mag ich überhaupt nicht. In so einer kleinen Gruppe ist es familiär.« [Zusammenarbeit?] »Das ist auch gut. Es gibt natürlich manche Leute, da kannst du manchmal aus der Haut fahren und so. Manche müssen mit der Nase auf die Arbeit gestoßen werden [...] sagen wir mal, das junge Volk, das kommt auch noch mal in das Alter.« »[Sozialarbeiter], der hört sich das an und sagt: Okay, wenn das so ist, dann machen wir das so.«

Markus: »Mit der Belegschaft komme ich auch klar und mit den Gästen auch. Ich meine, wir machen unseren Fez hier, aber ich weiß, wo meine Grenzen sind. [...] Aber manche kennen da keine Grenzen. Die plärren die Leut an. [...] Ich sage, es ist auch gut, dass du nicht obdachlos bist, dass du eine Wohnung hast. [...] lass doch die Leute in Ruhe. Ich begreife das nicht. Furchtbar.« »Bei [Teamleitung 1] hier, da läuft alles automatisch. Da weiß auch jeder, was er zu machen hat. So ist es auch, wenn wir kurz [vor] Feierabend sauber machen, da weiß jeder, was er zu machen hat. Da gibt es auch keine Streitereien. Die andere Küche [Team 2], wo ich schon gesehen habe, da denken alle, der eine macht zu viel hier. Das ist so da. Weil die sich nicht richtig einig sind. Du musst dir ein bisschen einig sein in der Truppe. Du musst wissen, was ist was und wie du es zu machen hast. Das begreifen die wahrscheinlich nicht. Weil viele denken immer, sie machen zu viel. Und manche passen [...] nicht rein hier. Das ist so. Die sagen sich, ach, ich bin jetzt Bundesfreiwilligendienst, ich kriege mein Geld und da kann ich ja krankmachen und ich kriege es eh bezahlt und die doofen Ehrenamtlichen kommen hierher und die machen das – so ungefähr.«

Selbstwirksamkeit

Die Engagierten machen Erfahrungen der Selbstwirksamkeit und der Persönlichkeitsbildung (speziell im Rahmen des FSJ). Gerade Menschen, die sozial benachteiligt sind, haben häufig ein geringes Selbstwertgefühl.¹⁸ Die Erfahrung, sich ›reinzufuchsen‹, sich auszuprobieren und Fehler machen zu können, selbst etwas zu entscheiden, eigene Vorschläge zu machen, die gehört werden, die Meinung im Team artikulieren zu können und gegenüber den Gästen eine gewisse Autorität zu besitzen (etwa durchzusetzen, dass es keine Sonderbehandlungen für bestimmte Gäste gibt), ist für viele Engagierte ein Schritt zu einem größeren Selbstbewusstsein und Grund für Zufriedenheit.

Peter: »Also keine Sonderwünsche bei mir. Haben sie sich dran gewöhnt. Und da ist so einer, der ist so ein bisschen gnatzig. Das mit den Sonderwünschen habe ich ihm schon vor drei Jahren abgewöhnt, aber er versucht es immer wieder. Zu manchen ist er dann stinkfreundlich und bei manchen/ ja, das sind eben solche Fälle, die mir nicht gefallen, aber ich weiß, dass ich drüberstehe – schon allein durch das gewisse Hausrecht. Gut, ich erteile jetzt hier kein Hausverbot, das darf ich nicht. Aber man kann mit der Teamleiterin, [...] sich ja mit so was kurzschließen, wenn es solche Probleme mal gibt.«

Bastian: »Aber ich wollte eben an meiner Persönlichkeit arbeiten: mehr auf Menschen eingehen und generell mehr Selbstbewusstsein aufbauen. Und da habe ich mir überlegt: Mach ein FSJ. Ich hatte schon ein paar Geschwister, die haben das gemacht und fanden das sehr hilfreich. Also dachte ich mir: Machst du das, das klingt nach einem Plan.« »Ich war wirklich in der Schulzeit sehr zurückhaltend und schüchtern und ich hatte, ehrlich gesagt, auch nie groß Interesse mich zu öffnen und mit Leuten zu reden und alles. [...] Mir war bewusst, dass sich das in der Schulzeit niemals ändern wird. Da war ich auch völlig zufrieden mit dem Status quo, der da nun bestand. Hobbymäßig habe ich auch nie groß was gemacht, wo ich mit Leuten großartig interagiert habe. Ich habe immer mal wieder versucht, aus meiner Schale rauszukommen, aber es hat halt nicht funktioniert. Ich sage mal, irgendwann habe ich es aufgegeben – aufgegeben bis Abschluss der Schule. Wo ich dann dachte so: Gut, jetzt Neuanfang mit dem FSJ – wo ich wirklich 180-Graddrehung gemacht habe und wirklich ein völlig neuer Mensch geworden bin, könnte man sagen.« »Gerade im Laufe der Zeit, wo sich das alles ein bisschen klimatisiert hat, habe ich gemerkt, doch, das macht mir auch Spaß und dass mir das auch zugetraut wird mit der Verantwortung, dergleichen – irgendwann wurde es mir auch offen so gesagt – das hat mich dann auch, ganz ehrlich, sehr, sehr gefreut und zeigt mir dann auch wieder halt, was dieses FSJ mit mir gemacht hat und wie es mir geholfen hat.« »Ich glaube, alleine durch die Tatsache, dass ich hier sitze und ein Interview durchführe und eigentlich doch relativ frei sprechen kann, würde ich jetzt mal so frei heraus sagen, es ist wirklich dieser soziale Aspekt, dass ich besser reden kann, dass ich mehr mit Menschen arbeiten kann, dass ich freier aus mich heraus sprechen kann und mir auch mal was zutraue.

Wie gesagt, ich weiß aus meiner Schulzeit, ich saß immer in der hintersten Reihe in der Ecke, ich war unbemerkt, das war für mich völlig okay, aber ich war halt auch nie im Mittelpunkt. So. Mit der Zeit kam doch mal das Bewusstsein, so kann das eigentlich nicht weitergehen – gerade mit dem Berufswunsch, den ich hatte [Wunsch, zur Polizei zu gehen], war mir bewusst, da musst du was dran ändern. Und da war das FS) für mich wirklich gewinnbringend, einfach aus mir herauszukommen.« »Auch zu Hause ist es auf sehr viel positives Feedback gestoßen und meine Eltern haben mir auch wirklich oft gesagt, dass sie sehr froh sind über die Tatsache, dass ich dieses Jahr begonnen habe, es auch durchgezogen habe und einfach diese ganzen Erfahrungen mitgemacht habe und dass man auch von außen erkennt, was es mit mir gemacht hat.«

Gerd: »An sich ist es schon eine gute Erfahrung auch für mich selbst, weil ich vorher nicht wirklich mal gearbeitet habe. Das ist eigentlich so meine erste richtige, sage ich mal, Arbeit – für mich zumindest.« »Und jetzt kann ich auch sagen: Ich mache meinen BFD [in der Suppenküche]. [...] Das war ja vorher nicht so. [Und das fühlt sich gut an?] Ja.« »Ich lerne auch ein bisschen, mit nicht so netten Leuten umzugehen. Ist ja auch wichtig. [...] Nicht irgendwie sobald jemand kommt und nicht gut gelaunt ist, dann gleich verstecken oder so. Sondern ja.«

Peter: »Aber ich habe mich trotzdem irgendwie gut aufgehoben gefühlt. Ich weiß nicht. Mir hat keiner den Kopf abgerissen, wenn ich einen Fehler gemacht habe, wenn ich was vergessen hatte oder weil ich es auch nicht wissen konnte. Und sagen wir mal, nach circa drei Monaten hatte ich mich so weit reingefuchst, dass es mir irgendwie immer besser gefiel, je mehr ich das Ganze beherrscht habe. Man hat ja auch die Gäste kennengelernt.«

Helga: »Ich bin hier wirklich glücklich. Das macht mir so Spaß. Und, ja, ich glaube, das ist jetzt meine Berufung. [...] man sollte wohl schon an seinem Leben ein bisschen arbeiten. Und ich bin froh, dass ich es gemacht habe. Also mir geht viel, viel, viel, viel, viel, viel besser.«

Hilde: »Also wie gesagt, mir gefällt es. Also ich bin voll und ganz zufrieden. Ich bin froh, dass ich hier bleiben darf.«

Christliche Werte?

Die meisten hatten vor ihrer Tätigkeit bei der Suppenküche keinen Bezug zu dem kirchlichen Träger, wissen zum Teil auch nach jahrelanger Tätigkeit dort nicht, ob er katholisch oder evangelisch ist, verbinden damit eine allgemeine Form von Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe, verhalten sich religiösen Fragen bzw. dem Träger gegenüber aber eher indifferent. Die Arbeit von Seelsorgerinnen und Seelsorgern und unterstützenden Strukturen wird begrüßt, insbesondere wenn sich ein guter Kontakt ergibt. Auch diejenigen, die selbst christlich sozialisiert wurden, sehen das nicht unbedingt als die zentrale Richtschnur ihres Handelns.

Bastian: »Ich habe tatsächlich vor diesem ganzen FS] eigentlich nie mit der [Wohlfahrtsorganisation] gearbeitet, auch nicht wirklich viel von ihr gehört.« »Ich denke mal, der Kernaspekt ist ja gerade die Nächstenliebe, dass wir das aus einer wirklich freundschaftlichen Haltung den Menschen gegenüber tun, dass wir ihnen helfen wollen und nicht gegen ein großes Entgelt oder weil wir von denen irgendwas verlangen, sondern wirklich einfach aus freien Stücken heraus, weil wir den Menschen helfen wollen – ich denke, das ist hier ganz zieltragend. [...] Wie gesagt, ich arbeite nicht oben in den Büros, vielleicht bekommt man da mehr mit, was jetzt auch in der [Wohlfahrtsorganisation] noch im Hintergrund passiert und was da Kernaspekte sind, die beachtet werden müssen. Aber hier unten?« »Also ich bin mit christlichem Glauben aufgewachsen und hänge durchaus dran. Aber ich bin immer so, ich weiß nicht, das ist meine persönliche Meinung, ich sage immer, ich will mich von meinem Glauben nicht einschränken lassen.«

Helga: »Und ich glaube, die Kirche hat da/ gut, da kann man auch wieder sagen, Kirche da und Kirche da. Aber ich denke, doch, das ist ganz wichtig, weil eigentlich sollte die Kirche auch dafür sorgen, wir sind ja bei Gott, alle Menschen sind ja gleich und so sollten sie auch behandelt werden – so sehe ich das. Und ich finde das auch gut, dass es Kirchen gibt, die eben anders handeln wie die katholische oder wie auch immer. Nein, das ist ja katholisch hier, ne?« »Evangelisch/ welche ist denn/ oh, da komme ich immer nicht klar. Ich glaube an Gott und ich gehe nicht in die Kirche. Also ist so. Aber ich glaube an Gott und ich weiß, dass er da ist und er hat mir ganz viel geholfen.« »Ich glaube auch an Engel. Also für mich ist das wichtig. Und es gibt ja auch welche. Ich weiß es. Also da hatte ich eine Freundin, die hat mich ja erst mal drauf gebracht und das ist so schön. Meine Eltern hätten mir das nie erzählt. Niemals.« »Ich denke, sobald hier jemand irgendwelche Probleme hat, die wir jetzt nicht lösen können, dafür sind ja die Chefs da oder die Sozialarbeiter. Nein, das geht wunderbar. Also die sind ganz nett und höflich. Da kann ich mich nicht beschweren. Das ist alles super. So wie es eigentlich sein soll. Das ist hier wie eine Familie.«

Hilde: »Früher war es immer so, dass immer ein Pfarrer mal kam, dann haben sie gebetet. Es waren nicht alle, aber die meisten. Das war immer schön. Der Pfarrer hat damals gepredigt und hat mal Kerzen losgelassen und da haben auch viele mitgebetet und so und da war eine richtige Stille. Haben wir so eine Pause eingelegt und danach konnten wir dann weitermachen. Das war auch schön.«¹⁹

Konrad: »Vor Corona, da kam einmal die Woche der Pfarrer und das war immer Dienstag, da haben sie gebetet. Da war eine halbe Stunde da vorne zu. Ich habe damit keine Schwierigkeiten, das stört mich nicht. Solange ich den nicht störe, weil ich ja nicht in die Kirche gehe? Aber das hat für mich keine Auswirkungen. Mir macht es nichts aus.«

Peter: »Es ist nicht so, dass ich jedes Gebet in der Kirche mitmachen muss, das interessiert mich gar nicht. Ich gehe da mit hin, die sollen da ihr Ding machen und wenn es dazugehört, bitte, das ist eine katholische Einrichtung, kann ich gut mit umgehen.« »Ob sie jetzt hundertprozentig christlich sind, kann ich jetzt nicht so sagen, weil ich ja diese christlichen Werte gar nicht tragen kann, weil es mir auch nicht anerzogen wurde. Ich sage es mal so, ich bin gut auf-

gehoben worden und jedem, den ich hier ausbilde, [...] denen sage ich das, was mir passiert ist, den sage ich: Hier reißt dir keiner den Kopf ab, wenn du einen Fehler machst, du kannst es nicht wissen gleich am ersten Tag. Und wenn, dann kann man das auch netter sagen.«»Wie gesagt, was die da oben machen, ist schwierig jetzt, ich habe ja den Pfarrer kennengelernt [...], war ein ganz lieber Kerl. Der war schlau, mit dem konnte man sich unterhalten. Ich weiß, dass die alle Beamte sind, braucht man gar nicht diskutieren, der hat seine Schäfchen im Trockenen, das ist mir aber scheißegal. Der hat seine Arbeit ordentlich gemacht. Der wird auch von mir geschätzt, von anderen sicherlich auch, dann ist das doch in Ordnung, dann soll er doch. Wenn es den einen gut geht, dann soll es auch den anderen gut gehen. Das haben wir in diesem Staat auch noch nicht richtig hingekriegt, auch die Kirche kriegt es noch nicht richtig hin. Aber das ist doch schon wieder ein Luxusproblem.«

Stefan: [Kirche?] »Kriegen viel Unterstützung an Weihnachten und so, Weihnachtsfest kriegen sie Weihnachtsessen und so, Feiertage. Dann haben wir vom [katholischen] Krankenhaus auch noch was gekriegt, warme Mahlzeiten und so.«

Welche Erfahrungen verbinden die in der Suppenküche tätigen Menschen mit ihrem Engagement? Ganz unabhängig davon, in welcher Form die Mitarbeitenden in der Suppenküche mitwirken – als Freiwillige, die in einem Freiwilligenprogramm sind (FSJ, BFD), oder als einfache Ehrenamtliche oder als Teilnehmende an einer Maßnahme des Jobcenters (AGH oder ÖGB) –, alle Befragten eint, dass ihnen die Tätigkeit in der Suppenküche Spaß macht. Spaß oder Freude an der Tätigkeit ist bei allen ehrenamtlich Engagierten in Deutschland schon seit vielen Jahren das Motiv, das am häufigsten genannt wird, wenn nach der Motivation für das Engagement gefragt wird.²⁰ Die Engagierten in der Suppenküche bilden hier keine Ausnahme.

Was wünschen sie sich für die Zukunft?

Im Rahmen von zwei gemeinsamen Workshops wurden durch die Engagierten ›TOPs‹ und ›FLOPs‹ der Arbeit in der Suppenküche sowie Ideen für die Zukunft gesammelt. Zu den TOPs, also den positiven Dingen, die man mit der Suppenküche verbindet und die man beibehalten möchte, zählten vor allem Aspekte, die sich mit der guten Zusammenarbeit und Atmosphäre im Team verbanden, wie »anderen zuhören«, »miteinander sprechen«, »aufeinander achten«, »die Menschen nehmen, wie sie sind«, »Humor im Umgang miteinander«, »Spaß« usw. Ebenso als TOPs

wurden konkrete Maßnahmen oder Vorgehensweisen genannt, die dazu beitragen, dass die Zusammenarbeit gut läuft, wie »Morgenrunde«, »feste eingespielte Teams«, »klare Strukturen, Absprachen und Ansprechpartner«, »Probleme ansprechen«, »Hilfsbereitschaft«, »gute Integration von Neuen«, »gegenseitiger Respekt«, »Probearbeit als Testmöglichkeit«, »Mitspracherecht« oder »gemeinsame Zeit außerhalb der Arbeit (zum Beispiel gemeinsames Grillen)«. Schließlich wurden die Tätigkeiten und die dafür erhaltene Anerkennung positiv hervorgehoben, wie »selbst kochen kommt gut an«, »Probleme [der Gäste] werden berichtet«, »Zuhören, was alles passiert«, »Dankbarkeit der Gäste«, »Wertschätzung«.

Zu den problematischen Dingen (FLOPs) wurden externe wie interne Aspekte gezählt. Zu den externen Problemen, die die Engagierten wahrnehmen, aber kaum verändern können, gehörte auf einer allgemeinen Ebene: »Elend nimmt zu«, »Teufelskreise aus Alkohol, Klauen, Wohnungsverlust«, »immer mehr junge Leute in Not«, »Gewalt«, »Antriebslosigkeit nach Corona« usw. Im konkreten lokalen bzw. städtischen Kontext werden »fehlende Anerkennung durch Kommunalpolitik«, »geringe Bekanntheit der Einrichtung«, »bürokratische Hürden«, »Spendenbereitschaft gesunken« usw. bemängelt. Intern wird zwischen Problemen mit den Gästen und im Team unterschieden. Zu der ersten Gruppe gehören Aussagen wie »egoistische oder unfreundliche Gäste«, »Gäste reden schlecht übereinander«, »Undankbarkeit von Gästen – speziell von denen, die eine Wohnung haben« usw. Zu den Problemen im Team gehören »Unzuverlässigkeit, spontane Absagen«, »Misskommunikation zwischen den Teams«, »Ungleichheit im Team«, »Stress durch Fahreremangel oder Bereitschaftsdienst«, »fehlende Konsequenz [der Sozialarbeiter] zum Beispiel bei Gewaltandrohungen [durch die Gäste]«, »fehlende Rückendeckung durch Leitung« usw. In Bezug auf ihre individuelle Situation wird das Auslaufen des BFD bedauert oder fehlende Festanstellungen bzw. befristete Verträge.

Zu den Ideen für die Zukunft zählen Vorschläge, die den konkreten Ort betreffen (größere Räume, zusätzlicher Pausenraum, Garten für Gemüse usw.), aber auch der Wunsch nach mehr Wohnungen für Obdachlose. Dann geht es um eine bessere Öffentlichkeitsarbeit für die Suppenküche (zum Beispiel Broschüren in mehreren Sprachen, Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen, Werbung, Spendenakquise) und Organisationsverbesserungen (beispielsweise flexiblere Öffnungs- und Arbeitszeiten, Neustrukturierung des Essensangebots/Wunschessen, Einbeziehung der

Gäste beispielsweise durch gemeinsames Plätzchenbacken, bessere Aufgabenverteilung, interne Kommunikation, mehr gemeinsame Aktivitäten – zum Beispiel Weihnachtsmarktbesuch). Schließlich wird eine bessere Finanzierung gewünscht und die Festanstellung der Engagierten (mehr Zuschüsse von der Stadt, direkte Spenden an die Suppenküche).

Einige dieser Aspekte werden in den Interviews ausführlicher thematisiert. Dabei zeigt sich, dass die Engagierten unterschiedlichste Wünsche für die Zukunft haben. Bezüglich der privaten Zukunft werden Wünsche formuliert, die oft darauf hinauslaufen, dass sich die individuelle Situation nicht nachteilig verändern soll. Konkrete positive Veränderungsvisionen (neue Arbeitsstelle mit regulärem Vertrag, Umzug in eine andere Stadt, neue Partnerschaft beispielsweise) kommen kaum oder gar nicht in den Blick. Die Sicherung des Status quo erscheint am erstrebenswertesten.

Gerd: [Zukunftswünsche?] »Ich glaube irgendwie, das ist ein Problem bei mir. Mit Zukunft habe ich es nicht so. Aber ich denke mal, wenn es jetzt so bleibt, wie es jetzt ist zumindest, wäre das schon gut, wenn es so bleibt.«

Hilde: »Meine eigene Zukunft ist eigentlich hier. Weil ich mit Leuten gerne zusammen bin und die meisten kenne ich hier alle. Und da bin ich von ausgefüllt.«

Peter: [Wünsche für die Zukunft?] »Na, dass mich das Arbeitsamt bis zur Rente in Ruhe lässt. Ja, ist so. Das sind so die Sorgen des Kleinbürgers heutzutage. Man will wirklich nur noch seine Ruhe haben, weil alles andere geht einem auf den Sack. Zukunft? Ich weiß gar nicht, ob es hier eine Zukunft gibt. Momentan hat die Welt einen Arsch offen, der Planet lässt einen Furz, aber einen richtig großen. Und man hat gesehen, ob es nun Überschwemmungen sind, das kommt ja nicht alles von ungefähr. Also da noch von Zukunft? Wenn dann noch einer Geld anlegt für die nächsten 20 Jahre? Lass es sein. Zukunft? Ich lebe in der Gegenwart jetzt und solange es mir jetzt gut geht und wenn das in ein paar Jahren auch noch ungefähr wie jetzt ist, ist alles gut. Ein bisschen Schiss habe ich vor der Gesundheit, dass es da nicht mehr so läuft.«

Jenseits der individuellen Wünsche interessieren sich die Engagierten auch für die Institution, in der sie tätig sind. Für die Suppenküche wird mehr finanzielle Unterstützung und mehr Personal gefordert, um so – wie es in der Vergangenheit möglich war – eine kostenlose Suppe für alle anbieten zu können und auch mehr Zeit für die Gäste zu haben. Die Preiserhöhungen, die aufgrund der unzureichenden Finanzierung der Suppenküche notwendig waren, werden kritisch gesehen, speziell für die Obdachlosen. (Die Suppenküche ist erheblich auf Spenden und

Eigenmittel angewiesen.) Dabei sehen die Engagierten, dass es durchaus Gäste der Suppenküche gibt, die die günstigen Angebote nutzen, obwohl sie gar nicht darauf angewiesen sind. Diese Gäste suchen vor allem einen sozialen Raum, wo sie sich mit anderen Menschen treffen und den Tag verbringen können – was ein legitimer Grund ist, in die Suppenküche zu kommen, in einer Gesellschaft, die immer mehr Probleme der Vereinsamung und fehlenden Integration beklagt. Aus dieser Gruppe von Gästen gibt es gelegentlich Kritik an der Praxis, Menschen, die gar kein Geld haben, trotzdem ein Essen oder ein Getränk zu geben. Das wird als ungerecht oder als ›Schnorren‹ empfunden und entsprechend – teils lautstark – kritisiert, wobei die Kritik weniger an die Adresse der Teamleitungen geht, die diese Praxis verantworten, als an die Adresse der Personen, die (teilweise immer wieder) um ein kostenloses Essen bitten. Genauso kritisch wird von manchen Gästen und auch Engagierten gesehen, wenn Gäste ihre Schulden nicht bezahlen. Hier zeigt sich wieder eine Vorstellung von Gerechtigkeit und Fairness, die auf Gegenseitigkeit (Reziprozität) beruht.

Das Motto ›Es wird niemand hungrig abgewiesen‹ gilt weiterhin, auch wenn formal alle Essensangebote mit einem Preis versehen sind (70 Cent für die Suppe, 1,30 EUR für ein Menü, 1 EUR für einen großen Teller belegte Brote, 30 Cent für ein Getränk). Brot und Brötchen vom Vortag sowie Gemüse und Obst, die gespendet wurden, werden kostenlos weitergegeben. Auf der anderen Seite gibt es Gäste, die immer mal wieder Münzen in die Spendenbox werfen, um so ihre Dankbarkeit auszudrücken. Dass es die Suppenküche mangels Bedarfs nicht mehr geben könnte, wird nicht als realistischer Wunsch gesehen.

Bastian: »Deshalb denke ich, ich sage mal, gegen die Grundsätzlichkeit der Suppenküche kann man nichts unternehmen, die wird bestehen bleiben müssen, weil die Menschen wird es immer geben. Ob man weiter unterstützen kann? Ich persönlich finde, man kann gerne noch ein paar mehr Gelder uns zugeben, weil wir hatten doch das Jahr über auch viel zu kämpfen mit der Finanzierung und mussten auch den Gästen hier einige Dienste, ich sage mal, nicht verweigern, aber für mehr Entgelt entgegennehmen.« »Die Suppe, die wir ursprünglich auch kostenlos gegeben haben – die war ursprünglich völlig kostenlos –, mussten wir einfach, weil wir es uns nicht mehr leisten konnten, [...] für ein Entgelt von 70 Cent anbieten, weil es einfach nicht ertragbar war.«

Konrad: »Ein Essen, wie gesagt, die Suppe, dass die kostenlos gegeben werden kann. [...] Es ist ja dann das einzige Essen, was sie [...] haben, warmes Essen – im Winter vor allen Dingen.«

Markus: »Wir kriegen hier keine Unterstützung, wir sind auf quasi gewissermaßen Spenden angewiesen. Auf jeden Groschen, den wir kriegen, sind wir angewiesen. Die Stadt müsste mehr unterstützen hier.«

Peter: »Man müsste eigentlich normalerweise hier noch ein paar mehr Leute haben. Weil durch Krankheit, wenn mal hier einer ausfällt, ist hier der Teufel los. [...] Aber eigentlich mit mehr Leuten würde ich es mir wünschen, dass man mal ein bisschen mehr Zeit auch für die hat. Früher als diese ganzen jungen Leute noch nicht da waren, hat man auch mal Zeit gehabt, sich zu den alten Leutchen mal hinzusetzen. [...] Frau [Müller] zum Beispiel [...] Zu der konntest du dich immer mal hinsetzen und dann hat sie dir erzählt, dass ihre Tochter schon vor ihr gegangen ist und so – solche Geschichten. Nicht dass sie mich großartig interessieren, aber wenn sie sie loswerden will, um Gottes Willen, ich bin doch der Letzte, der da nein sagt. Und Erfahrungen von Menschen, die etwas älter sind, egal, ob die jetzt gut oder schlecht ge-launt sind, das ist doch das Wichtigste irgendwo, wenn die sich mal ausquatschen wollen, bitte sehr. Da wünsche ich mir eigentlich noch ein bisschen mehr Zeit dafür. Obwohl wir ein Haufen Leute sind, aber irgendwie es reicht immer nicht, die Arbeit wächst einem über den Kopf, man hat gut zu tun.«

Auch ganz praktische Wünsche werden formuliert, die die Suppenküche und ihre Ausstattung und das Angebot betreffen und über mehr Geld realisiert werden könnten, und eher utopische, wie eine große Feier des Bürgermeisters, der auch noch gleich Wohnungen zur Verfügung stellen sollte.

Hilde: »Die Küche müsste größer sein, mehr Angebote, nicht nur Resteessen – also finanzielle Unterstützung von außen. Weil wir dann mehr machen können. Wir hätten gerne mal Klöße gemacht oder Schweinsbraten oder irgend so was. Können wir ja nicht machen, weil wir dann auf Spenden angewiesen sind. Also die finanzielle Unterstützung vom Staat müsste mehr folgen.«

Helga: »Wie würde ich mir eine Suppenküche wünschen? Ja, dass mal der Bürgermeister kommt und sagt: Mensch, komm, Leute, ihr seid arm dran, wir spendieren euch mal eine große Fete oder ihr kriegt, was weiß ich, im Monat jeder, ja, Geld oder, ja, warme Decken oder das, was sie brauchen. Als Bürgermeister würde ich mich auch drum kümmern, dass die Leute vielleicht doch mal irgendwo zu einer Wohnung kommen. Das wäre mir wichtig!«

In Bezug auf die Idee, Aktivitäten (zum Beispiel einen Kochkurs) für die Gäste der Suppenküche anzubieten, die einen Schritt zur Selbsthilfe darstellen könnten, wird auf die Computer-Stube verwiesen, die von der Sozialarbeiterin angeboten, aber nur begrenzt angenommen wurde. Insgesamt scheinen die Möglichkeiten der Aktivierung zur Selbsthilfe begrenzt zu sein, stattdessen wird das Miteinander und das gemeinsame Tun betont.

Bastian: »Montag hier eine Computer-Stube, was wir, ich glaube, im Februar angefangen haben. Das wurde auch von einer Sozialarbeiterin, [...] die organisiert das hier, bietet das an, da können sich die Gäste einschreiben, ob sie mal herkommen wollen. Und dann bietet man ihnen an, ich sage mal, ein paar erste Schritte in die Informatik, mit Computern arbeiten – natürlich nicht zu tiefgreifend, aber dass sie die Möglichkeit haben, auf einen zuzugreifen. Das heißt, wenn sie irgendwelche E-Mails schreiben müssen, Dokumente versenden müssen und so weiter, dass sie da die Möglichkeit haben, aber natürlich auch um ihnen die Kompetenz zu vermitteln, mit Computern zu arbeiten. Gerade auch die Möglichkeit zu bieten, weil ich denke mal, viele haben nicht diesen Luxus, einen eigenen PC zu besitzen oder einen Laptop oder sonst irgendwas. Also sieht man, Ansätze sind möglich. Aber ich muss auch sagen, ich war letztens hier, da hatten wir wieder diese Computer-Stube und ich habe gemerkt, dass keiner diesen Dienst wahrgenommen hat. [...] Man kann sich bestimmt noch andere Gedanken machen, andere Pläne machen, es gibt vielleicht noch andere Kernkompetenzen, die man diesen Menschen beibringen kann. Aber da müsste man sich mal wirklich genau hinsetzen, Pläne ausarbeiten, dann wäre das bestimmt möglich.«

Konrad: [Selbsthilfe?] »Ja, zum Beispiel heute wäre ja normalerweise der Computerkurs. Zur Anfangszeit, da sind mal zwei, drei gekommen. Jetzt? Den Leuten, die auf der Straße leben, ist das, auf Deutsch gesagt, egal. Auch ein Kochkurs, kann schon sein, aber wie wollen denn die kochen? Die haben keinen Kocher auf der Straße, da nützt das alles nichts. Es gibt welche, denen ist das/ Hauptsache, die haben ihr Bier. Das sind viele. Das muss ich leider mal sagen, das sind ja viele hier – vor allen Dingen junge Leute! Das begreife ich einfach nicht. Das sind viele Leute, wie gesagt, da sind welche dabei, das könnten meine Kinder sein [...] oder sogar schon meine Enkel! Die sind dann nur: Höh, Hauptsache, ich habe mein Bier und meine Zigaretten, das andere ist mir, auf Deutsch gesagt, egal.«

Helga: [Selbsthilfe, Kochkurs oder Ähnliches?] »Ich denke, das ist auch schwer, weil viele wollen sich da lieber doch hier ihr Essen nehmen und dann wieder weg, einfach nur weg. Sich einbringen? Das wäre natürlich auch was Schönes, wenn man sagen würde, man macht mal ein Abendbrot oder so, wo aber jeder selber seins macht. Ja, man kann ja sagen: Mensch, was habt ihr für Ideen? Was können wir machen? Und dass man dann abends immer mal eine andere Idee macht. Ist ja nicht verkehrt. Und dann sitzen sie zusammen.«

Hilde: [Selbsthilfe, Kochkurse?] »Solche Angebote müsste es mehr geben. Weil es gibt welche, die sich weiterbilden wollen, auch in der Notsituation, um auf andere Gedanken zu kommen, nicht alleine zu sein, mehr Unterhaltung zu haben. Müsste mehr gemacht werden, ja, mehr angeboten werden. Freizeitangebote auch, Häkelarbeiten zum Beispiel oder so was, Tanzkurse, egal was, Hauptsache, sie sind zusammen und, ja, mehr Beschäftigung zusammen.«

Manche Wünsche betreffen die gesellschaftliche Situation im Allgemeinen – etwa die Probleme, die oben artikuliert wurden bezüglich Corona, Zusammenhalt, Frieden –, bleiben aber wie oben beschrieben sehr allgemein. Die Stichwörter gesellschaftlicher Zusammenhalt, Demokratie oder

Kapitalismus spielen dabei vordergründig keine große Rolle. Wie sie sich mit den Wünschen verknüpfen, soll im fünften Kapitel untersucht werden.

4. Beobachten – In welchem Kontext, unter welchen Bedingungen findet die Arbeit in der Suppenküche statt?

John Dewey betont wie die gesamte pragmatistische Theorie¹ die Situiert-heit allen Denkens und Handelns, das heißt, gesellschaftliches, demokratisches Handeln findet nicht im luftleeren Raum theoretischer Überlegungen statt, sondern entwickelt sich in konkreten Situationen, an konkreten Orten und unter bestimmten historischen Bedingungen, in denen Probleme auftreten, auf die reagiert werden muss. Daher ist es aus pragmatischer Perspektive wichtig, die Situation, in der das Engagement stattfindet, genau zu beachten. Zeit und Ort bestimmen die Gründe, warum überhaupt eine Suppenküche notwendig wurde und wie sie organisiert ist. Hierzu zählt insbesondere die Personalsituation (Verhältnis zwischen Hauptamtlichen, Mitarbeitenden in Maßnahmen des Jobcenters, BFD und Ehrenamtliche), da dieser Aspekt ein wichtiger Kritikpunkt bezüglich des Missbrauchs von Engagement ist.² Auch die Organisation, an welche die Suppenküche angebunden ist, ist von Bedeutung, denn sie bestimmt Leitbild und Selbstverständnis.

Wie ist die Personalsituation?

Als die Suppenküche gegründet wurde, gab es drei Beschäftigte, wobei einer aufgrund seiner Arbeit in der selbstorganisierten Suchthilfe eingestellt wurde und sich dann über mehrere Jahre zum Sozialarbeiter weitergebildet hat.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Ja, ich habe dann nebenbei noch mal drei Jahre Sozialarbeiterausbildung [...] gemacht. Aber erst mal habe ich so angefangen. Ja, [...] das ist kein Job hier, das ist mein Beruf, ja? Also ich habe mich da einfach genau richtig gefühlt an der Stelle! Ich habe gedacht, das ist genau der Platz, wo du hingehörst.« »Also ich komme an bei den Leuten, die

so eine Suchtproblematik haben, und die fühlen sich von mir verstanden. Das war einfach gut. Und da hat das auch nicht geschadet, wenn ich nebenbei noch mal diese Sozialarbeiterausbildung mache. Das hat nicht weiter gestört, ne? [...] Also mir war die Arbeit wirklich wichtig. Ich habe auch nicht auf die Uhr geguckt. Auch wenn ich wusste, dass Leute im Winter bei Frost draußen schlafen, bin ich da auch nachts hin, ne? Hatte dann zur Folge, dass ich früh in den Dienstberatungen manchmal eingnickt bin. Aber das war mir nicht so wichtig.«

Die Berufung, die sich aufgrund eigener Lebenserfahrungen ergeben hat, lässt die Grenzen zwischen hauptberuflicher und ehrenamtlicher Tätigkeit verschwimmen. Ähnlich argumentiert eine ehemalige Mitarbeiterin, die auf die Frage nach ihrer Work-Life-Balance antwortet:

»Das ist meine Lebenszeit, die ich hier verbringe, und da sehe ich zu, dass das so passt, wie es passt. Also es kann ja wohl nicht sein, dass ich mich da acht Stunden lang krumm mache und dann gehe ich nach Hause und nutze die Zeit nur um zu schlafen und zu essen, um dann am nächsten Tag wieder/ ne? Also das ist meine Lebenszeit, mich interessieren die Themen, mich interessieren die Teilnehmer, ich finde das alles großartig, ich mache das ja höchst freiwillig, diesen Job, und deswegen kann ich das supergut vereinen. Also ich profitiere auch ungemein von den Inhalten, die ich in der Arbeit kennenlerne und über Weiterbildungen et cetera kennenlerne, aber auf der anderen Seite profitiert die Arbeit auch ungemein davon, dass ich so ein schönes Privatleben habe. Also das geht Hand in Hand, das kann man gar nicht trennen. Und wenn es halt mal erforderlich ist, weil man eine stressige Zeit hat, dann wird selbstverständlich gearbeitet, bis das Ding erledigt ist. Und dann kommen aber auch wieder Zeiten, wo an der Arbeit vielleicht das ein bisschen entspannter ist, wo mein Privatleben eben mich mehr beanspruchen darf, ne?«

Dieses integrierte Verständnis von Arbeitszeit als selbstverständlicher Teil der Lebenszeit findet sich nicht bei allen Sozialarbeitenden. Später in die Organisation gekommene Sozialarbeitende haben deutlicher zwischen Arbeits- und Freizeit getrennt und beispielsweise keine Dienste an Wochenenden übernommen. Eine ehemalige Sozialarbeiterin sieht das kritisch:

»Wenn dann nur die anderen, die so halbtags beschäftigt sind, dann jedes zweite Wochenende arbeiten und die sehen, er arbeitet gar nicht, ne? Dann würde ich auch hier irgendwann mal so ein bisschen die Nase voll haben.«

Die Idee der Mitarbeitendenvertretung der Wohlfahrtsorganisation, die Suppenküche am Sonntag und Montag nicht zu öffnen, um den Mitarbeitenden eine zweitägige Pause und den Gästen die Gelegenheit zur Selbstsorge zu bieten, wurde nicht aufgegriffen, da der Anspruch der Organisation war und ist, jederzeit für die Bedürftigen ein Angebot zu machen.

Ohne die Einbindung von ehrenamtlich Engagierten ist das nicht möglich, da für mehr Personal keine Mittel vorhanden sind.

Ein Sozialarbeiter thematisiert die grundsätzliche Schwierigkeit, Beruf und privates Leben zu trennen, gerade weil im sozialen Bereich die Arbeit nicht einfach ein Job zum Geldverdienen ist:

»Ich bin ganz froh, dass ich es mittlerweile ganz gut schaffe [...] meine Arbeit zu machen, aber auch wenn ich zu Hause bin, das irgendwie auszublenden. Das fiel mir früher oft schwer, weil einfach viele Sachen unerledigt waren. [...] Klar, natürlich ist auch so eine Arbeit dafür da, um Geld zu verdienen und die Familie zu ernähren. Aber ich glaube, das ist im sozialen Bereich immer ganz schwierig, das aufs Geld zu reduzieren.«

Vielmehr brauche es dafür auch ›Herzblut‹, also eine intrinsische Motivation, die sich nicht auf die extrinsischen Motivationsfaktoren wie Gehalt oder Kontrolle reduzieren lässt.

Sozialarbeiter: »Herzblut und Begeisterung für das, was man eigentlich macht. Man muss dafür auch die eigene Arbeit zu schätzen wissen. Und ich glaube, in meinem Fall muss man das auch den Mitarbeitenden unglaublich reflektieren, dass sie hier was Wichtiges machen einfach, auch wenn sie eben nur ehrenamtlich hier tätig sind – was heißt nur? – oder in einer Maßnahme vom Jobcenter hier tätig sind. Ich glaube, man muss den Menschen irgendwie auch dann, wenn sie es noch nicht wissen, den menschlichen Wert der Arbeit nahebringen. Ich glaube, es ist im sozialen Bereich wichtig, dass man für die Sache brennt. Ich denke, das ist wahrscheinlich hier wichtiger, als irgendwo am Fließband zu stehen und einen Rechner zusammenzubasteln oder so.«

Die Problematik der Distanz im Umgang mit den Gästen wird auch von der Sozialarbeiterin gesehen:

»Also Grenzachtung ist da doch noch mal auch einfach Thema, damit ich eben auch professionell mit einer guten Qualität meiner Arbeit die Leute auch unterstützen kann. Da eben auch klarzumachen: Ich bin nicht so nahe an ihnen dran, wie es sich vielleicht manchmal anfühlt. Es gibt schon auch viele Leute, die dann eben doch sehr nah kommen oder das versuchen und eben auch versuchen, da wirklich eine freundschaftliche Beziehung zu mir aufzubauen.«

Hauptamtliche und ehrenamtlich Engagierte unterscheiden sich also bezüglich der Gewichtung von Beruf und Job, Nähe und Distanz. Dies ist den Sozialarbeitenden auch bewusst, die, um diese Gratwanderung zu bewältigen, Selbstreflexion, gemeinsame Fallbesprechungen und auch externe Supervision nutzen, die ihnen von der Organisation angeboten wird.

Das Verhältnis von Haupt- zu Ehrenamtlichen in Organisationen ist in vielen Untersuchungen bereits als ein problematisches beschrieben wor-

den.³ Auch in der Suppenküche gibt es entsprechende Konflikte, die sich nicht nur an dem Thema der Wochenendarbeit zeigen.

Ehemaliger Mitarbeiter: »[...] was so die Ehrenamtlichen in der Suppenküche angeht, habe ich immer das Gefühl, dass die, ja, ein bisschen zu kurz gekommen sind, also dass so Anleitung gefehlt hat und so Hilfestellung auch und dass sie ziemlich so auf sich gestellt waren, wenn sie dann da waren und was machen wollten.«

Den Einsatz von Engagierten ihren jeweiligen Fähigkeiten entsprechend zu koordinieren, benötigt Fingerspitzengefühl von den Hauptamtlichen, damit nicht der Eindruck einer ungerechten oder unfairen Behandlung unter den Engagierten entsteht.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Fahrer wurden natürlich auch immer gebraucht. Das war auch toll, wenn dann eben einer nur gefahren ist und menschlich überhaupt keine Fähigkeiten hatte, ne? Ist auch okay. Er muss ja auch nur fahren. Mehr soll ja nicht, ne? Da musste man dann immer auch so ein bisschen Streit schlichten, weil das andere natürlich dann ungerecht fanden, weil der Fahrdienst natürlich nicht sechs Stunden am Tag gefahren ist. Die Schichten waren ja dann sechs Stunden.«

Gerechtigkeitsvorstellungen spielen bei der Zusammenarbeit in Teams eine große Rolle. Beispielsweise sorgt die Regelung, dass die Ehrenamtlichen und Praktikanten oder Personen, die Sozialstunden ableisten, kostenlos essen und trinken dürfen, während die Personen in Maßnahmen eine monatliche Pauschale für Essen und Trinken zahlen, für Unverständnis, da nicht der unterschiedliche Status im Fokus ist, sondern die gleiche gemeinsame Tätigkeit. Da man die gleichen Tätigkeiten leiste, sollten auch die Vergünstigungen für alle gleich sein – so die Argumentation. Ein weiterer Konfliktbereich sind Über- und Unterordnungsverhältnisse zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Dieses Verhältnis wird von Seiten der Sozialarbeiterin als »auf Augenhöhe« beschrieben. Auch wenn sie ganz unterschiedliche Aufgaben hätten, sei das Verhältnis nicht hierarchisch, sondern eher egalitär und gleichberechtigt, obwohl klar ist, dass die Sozialarbeitenden Vorgesetzte sind. Die Kommunikation auf Augenhöhe wird von den Engagierten geschätzt, teilweise wünschen sich die Teamleitungen, die eine Zwischenposition haben als angestellte Beschäftigte, die im Team der Engagierten arbeiten, klarere Absprachen und deutlichere Rückmeldung und Konsequenz bei Entscheidungen von Seiten der Vorgesetzten.

Für die Einbindung der Engagierten ist auch die Gewährung von Freiräumen nicht unerheblich, wobei dies bei den Ehrenamtlichen leichter möglich ist.

Ehemaliger Mitarbeiter: »[...] die den Laden am Laufen gehalten haben. Das wäre ohne die Ehrenamtlichen nicht möglich gewesen. [...] also ich habe denen immer auch so ein bisschen Spielraum gelassen. Also es war immer so klar, die BFD und AGH, die haben so einen festen Ablaufplan, weil das sind die Grundpfeiler, die müssen zusehen, dass der Laden läuft. Ehrenamt ist so das Extradring, ne? Und wenn sich jetzt einer berufen fühlt, mit einer Besucherin zum Arzt zu gehen, dann ist das völlig okay, dann: Auf geht es. Weil die Leute vorne am Tresen natürlich Sachen sehen, die wir nicht gesehen haben im Büro. Man kriegt einfach einen anderen Eindruck, wenn man da einen ganzen Tag vorne steht, als wenn man im Büro ist und da die Beratungen hat. Da könnte man manchmal meinen, man arbeitet in zwei unterschiedlichen Einrichtungen so. Das war dann gut, dass wir die Leute eben hatten. Dann hatten wir bei den Ehrenamtlichen mehr Spielraum. Wenn dann einer kam, der supergut kochen konnte: Bitteschön, dann kochst du bitte – ist ja völlig klar. Also wäre ja schade zu sagen: Nein, du kochst nicht, weil du bist nur ehrenamtlich [...]. Das wäre ja totaler Quatsch. Da hatten wir ja [... eine] tolle Köchin, die hat das Niveau schlagartig angehoben. Das war wirklich unbegreiflich.«

Die Ermöglichung solcher Freiräume für Engagierte schafft Selbstwirksamkeitserfahrungen, verlangt aber auch Offenheit und Vertrauen in die Engagierten. Aufgrund der Tatsache, dass viele Engagierte in der Suppenküche vorab keine Erfahrungen mit dieser Tätigkeit haben und auch immer wieder neue Menschen dabei sind, muss die Organisation fehlerfreundlich (resilient) sein. Fehler machen können und sich ausprobieren können ist eine wichtige Bedingung, die sowohl von Mitarbeitenden wie Engagierten betont wird, damit kein unnötiger Druck entsteht und Selbstwirksamkeitserfahrungen möglich werden. Menschen, die diese Erfahrungen machen, verteidigen ihren Tätigkeitsbereich manchmal vehement nach dem Motto ›Die Bedienung der Spüle ist mein Bereich – da pfsucht mir niemand rein‹. Wenn solche Dynamiken des wechselseitigen Ausschlusses im Team entstehen, sorgen die Hauptamtlichen in der Regel dafür, dass das *gemeinsame* Handeln wieder in den Mittelpunkt gestellt wird, auch wenn eigene Verantwortungsbereiche für Selbstwirksamkeitserfahrungen wichtig sind. Hier ist eine gute Balance von Eigenverantwortung und Miteinander zu finden.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Das muss man mitkriegen, solche Situationen, und dann muss man drüber reden so. Dann muss man manchmal verschiedene Strategien ausprobieren, weil das mit dem Reden ist ja auch eine hohe Kunst eigentlich, ne? Das war dann schon auch manchmal zeitintensiv, ja? Und dann hat auch manchmal ein Gespräch nicht gereicht, ne?«

Selbstwirksamkeit ist also auch mit einer gewissen Form von Macht verbunden, die durch Gespräche eingehegt, aber auch missbraucht werden kann.

Ehemalige Sozialarbeiterin: »Weil hinterm Tresen habe ich Macht. Der wohnt im gleichen Block wie ich, aber dem kann ich es zeigen, du kriegst ein ganz kleines Stück Kuchen, ne? Ich bin jetzt hier wer. Das spielt eine ganz große Rolle!«

Die Engagierten sind ja nicht per se unvoreingenommen, sondern haben wie alle Menschen Vorurteile und können ihre Machtposition ausnutzen.

Ehemalige Sozialarbeiterin: »Diese Ungerechtigkeit, wenn ich da so noch Macht ausspiele, ich bin jetzt hier [aus Stadt] und du kommst aus, was weiß ich, Syrien oder so, du hast hier gar nichts zu suchen, geh zurück.«

Bei einem solchen problematischen Verhalten müssen die Hauptamtlichen eingreifen, von denen es aber zu wenige gibt, um im Alltag immer vor Ort zu sein, weil sie auch die Beratungen machen oder am Einlass eine Abschreibekarte erstellen oder anderweitig unterwegs sind.

Auch die Integration einer Ehrenamtlichen mit körperlicher Beeinträchtigung, die sich nur begrenzt sprachlich verständlich machen kann, war nicht unproblematisch, und die Sozialarbeitenden mussten viel Überzeugungsarbeit leisten, um sie im Team zu integrieren.

Ehemalige Mitarbeiterin: »Mussten wir unheimlich für kämpfen, dass sie da ihre Berechtigung hat. So. Weil das für viele Mitarbeiter einfach nicht klar war, dass sie da auch mitmachen kann.« »Und da haben wir unheimlich dafür gekämpft. Da haben wir einfach wieder eine Teamsitzung einberufen und haben dann gesagt: So, da gibt es keine Diskussion. Das ist unser Ding. Wir praktizieren Nächstenliebe – ich glaube, wir haben dann schon immer so die Begrifflichkeiten aus dem Leitbild, die waren ja allen auch geläufig, wirklich runtergedroschen und immer wieder wiederholt und haben dann teilweise eben auch relativ unverfroren gesagt: Hier arbeiten Menschen aus verschiedenen Gründen, weil sie nicht mehr arbeiten können, weil sie schon in Rente sind, weil sie ihren Job verloren haben, weil dies, weil das, weil jenes – also sämtliche Defizite dann auch/ ist zwar erst mal ein bisschen unsympathisch, aber um das deutlich zu machen, um die Gleichheit deutlich zu machen.«

Auch an dieser Stelle wird deutlich, dass Gleichheit über die unterschiedlichen Formen von Benachteiligungen hergestellt wird, da alle Engagierten bestimmte Defizite haben. Die Differenz zwischen hauptberuflich angestellten Sozialarbeitenden und den übrigen Engagierten bleibt hingegen erhalten.

Neben den ehrenamtlich Engagierten oder den BFD-Leistenden, die sich direkt bei der Suppenküche bewerben, sind die Personen, die eine

Maßnahme des Jobcenters wahrnehmen, in einer Zwischenrolle zwischen Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen. Sie werden der Suppenküche vom Jobcenter zugewiesen, und wenn die Organisation eine Person nicht haben möchte, muss das begründet werden, so dass die Organisation wenig Einfluss auf die Rekrutierung hat und diese Personen in der Regel ohne besondere Motivation für diese Tätigkeit in die Suppenküche kommen. Dies erfordert eine ihnen angepasste Willkommenskultur, um sie in die Abläufe zu integrieren, sie für die Arbeit zu befähigen und in die Gemeinschaft einzubinden. Dabei ist das Team eine besondere Hilfe.

Sozialarbeiter: »Wenn es ein bisschen funkt zwischen Team und neuem Mitarbeiter, der erst mal Probearbeiten macht, dann ist das Team super da drin, Menschen aufzunehmen hier bei uns. Die heißen sofort alle sehr willkommen und freuen sich, wenn sie da sind, und zeigen, was sie machen können.«

BFD oder Maßnahmen des Jobcenters gibt es nicht, damit die Suppenküche existieren kann, sondern damit ist ein Auftrag verbunden, dass diese Menschen ihre Fähigkeiten entdecken und Routinen entwickeln, die sie für den Arbeitsmarkt befähigen.

Bastian: »Ich persönlich finde, jede dieser Dienstleistungen [Tätigkeit als BFD, AGH, Ehrenamtlicher usw.] beruht auf einer gewissen Freiwilligkeit und soll aber den Leuten helfen, so ein bisschen wieder ins Arbeitsleben reinzukommen, oder ihnen Unterstützung, ein gesichertes Jahr zu bringen. Ich meine, beim FSJler heißt es ja auch Überbrückungsjahr, dass man irgendwas hat, mit dem man eben sicher über ein Jahr hinwegkommt.«

Das benötigt eine intensivere Anleitung, als es der Fall wäre, wenn man einen Kellner oder eine Köchin einstellt. Denn es erfordert mehr Geduld, Fingerspitzengefühl, Nerven, um Menschen, die nicht die besten Voraussetzungen haben, um sich für den ersten Arbeitsmarkt zu qualifizieren, voranzubringen.

Sozialarbeiter: »Also eigentlich sind sie ja nicht dauerhaft bei uns, das ist ja eigentlich nicht so vorgesehen, auch wenn viele einfach lange da sind und sich von einer Beschäftigung zur nächsten hangeln und auch gerne hier sind. Aber es sind natürlich oft Menschen, die in Maßnahmen sind, die ja natürlich als Ziel haben, dass die irgendwie perspektivisch im besten Fall einen Arbeitsplatz auf dem ersten Arbeitsmarkt erhalten können. Und das sehe ich auch schon als Aufgabe, da auch diese Menschen darin zu bestärken, dass sie vorankommen. Dass sie vielleicht die Arbeit bei uns als Chance nutzen, später was anderes mal zu machen vielleicht, einer anderen Beschäftigung nachzugehen als einer Maßnahme, die das Jobcenter anbietet.«

Die Sozialarbeitenden, die Ehrenamtliche anleiten sollen, bekommen entsprechende Weiterbildungen (»Anleitertreffen«), bei denen vor allem administrative Neuerungen (Vertrag, Zuverdienstgrenzen, Urlaubstage, Impfungen usw.) besprochen werden. Diese Treffen dienen aber auch dem Austausch untereinander und ermöglichen den Sozialarbeitenden, Erfahrungen zu teilen und Reflexionsräume zu nutzen. Die Sozialarbeitenden fungieren auch als Multiplikatoren und geben Wissen aus Fortbildungen weiter, da für die Engagierten keine Fort- oder Weiterbildungen vorgesehen sind, abgesehen von den begleitenden Seminaren für BFDler und FSJler.

Die Aufmerksamkeit der Sozialarbeitenden muss sich also nicht nur auf die Gäste richten, sondern auch auf die Engagierten, also die Personen in Maßnahmen⁴ oder im BFD bzw. FSJ, Personen mit Sozialstunden sowie die Ehrenamtlichen.

Ehemalige Mitarbeiterin: »Man darf nicht denken, dass so alle Blicke sich nur auf die Besucher richten, ne? Sondern es braucht einfach wirklich auch die Aufmerksamkeit auf die Mitarbeitenden, die Ehrenamtler und nicht zuletzt brauchen die Bundesfreiwilligendienstler und die AGHler ja auch ihre Streicheleinheiten, ne? Damit sie ihren Job machen können!«

Denn auch wenn die Vermittlung in den ersten Arbeitsmarkt von Menschen, die in der Suppenküche tätig sind, schwierig bis unwahrscheinlich ist, kann man doch oft eine positive Entwicklung im Rahmen ihrer Tätigkeiten wahrnehmen, die gewürdigt werden sollte.

Sozialarbeiter: »Ich sehe schon, dass Menschen sich hier entwickeln. Das sehe ich schon. Dass Menschen zu uns kommen, irgendwie, einen Bundesfreiwilligendienst machen oder eine [Maßnahme] haben zu arbeiten, die einfach hier, aus meiner Sicht, eine tolle Entwicklung einfach nehmen und [...] sich einfach weiterentwickeln [...]. Ich glaube, dann ist auch meine Aufgabe irgendwie, sie darin zu bestärken, denen das auch vor Augen zu führen, dass sie eine gute Entwicklung machen, wie ich das sehe. Ich glaube, da sind viele Menschen auch dabei, denen vielleicht auch irgendwie ein Umfeld, ein Kontext vielleicht auch fehlt, die diese positive Rückmeldung nicht bekommen. Dann, ja, denke ich, ist es meine Aufgabe eigentlich bei allen Mitarbeitern hier, ich glaube, es ist notwendig irgendwie ressourcenorientiert das zu betrachten und einfach die positiven Sachen hervorzuheben – ohne Kritik außen vor zu lassen, wenn es die gibt. Aber ich denke, die Menschen brauchen viel Zuspruch hier und viel Lob und, ja, viel Rückmeldung, vor allem positive Rückmeldung für die Arbeit, die sie hier machen.«

Diese Situation kann für die Sozialarbeitenden auch zu Überforderungen, bis hin zu Burnout, führen, weshalb ein stabiles Team von beispielsweise drei Sozialarbeitenden als Wunsch genannt wird, da dann nicht nur ei-

ne Vertretung, sondern auch ein Miteinander und Austausch in der Arbeit möglich wäre.

Ehemalige Mitarbeiterin: »Deswegen also ein tolles Team, wo man auch sich immer wieder auch austauschen kann, sich gegenseitig motivieren kann, ist, glaube ich, das A und O. Dann wachsen ja auch Ideen, ne?«

Ehemalige Mitarbeiterin: »Also da braucht es dann eben einfach jemanden. Und es braucht genauso viel Liebe und Zuneigung und Geduld wie für die Gäste und eben die Leute, die die Beratungen in Anspruch nehmen. Da bilden die Mitarbeiter ein ganz eigenständiges Feld. Also ein stabiles Team, das wäre schon mal geil.«

Neben dem Wunsch nach einer personell besser unteretzten Suppenküche wird auch die Würdigung der Arbeit betont. Diese scheint den Sozialarbeitenden das Wichtigste zu sein – und sie erfolge manchmal zu spät, etwa erst bei der Erstellung des Arbeitszeugnisses einer ehemaligen Mitarbeiterin. Auch diesbezüglich scheint es Lerneffekte in der Organisation zu geben. Bei der viel später erfolgten Neueinstellung eines Sozialarbeiters zeigte sich dieser von der Willkommenskultur begeistert.

Sozialarbeiter: »Ich habe mich gleich total nett aufgenommen gefühlt und hatte auch das Gefühl, dass die sich hier [...] darauf freuen, mit mir zu arbeiten.«

Welche Rolle spielt die christliche Wohlfahrtsorganisation?

Die Suppenküche ist keine autonome Einrichtung, sondern Teil einer christlichen Wohlfahrtsorganisation in einem kaum kirchlich geprägten Teil Deutschlands. Diese Einbettung hat Folgen für das Selbstverständnis, die Organisationsgestaltung und die Rekrutierung. Arbeit für sozial benachteiligte Menschen ist Teil des Selbstverständnisses christlicher Wohlfahrtsorganisationen, die auch schon zu DDR-Zeiten aktiv waren. In dieser Zeit war die Ausbildung im kirchlich-karitativen Dienst zentralisiert und alle Mitarbeitenden kannten sich. Eine Arbeit außerhalb der Kirche war nur als »Ungelernte« möglich. »In der DDR war es schon so ein bisschen Schmoren im eigenen Saft«, so eine ehemalige Sozialarbeiterin.

»Wir kannten uns alle. Es gab einmal im Jahr eine Konferenz in Berlin in der Pappelallee, da war so ein Bildungshaus, die war immer in der Woche vor Pfingsten. Haben sich alle gefreut, dann konnten sie nämlich in die Gemüsegeschäfte gehen und konnten grüne Gurken kaufen, die ersten frischen Kartoffeln kaufen, das war immer Berlin dann. Wir haben uns alle gekannt

– hat Vor- und Nachteile –, weil es auch nur diese eine Ausbildungsstelle gab und alle, die da herkamen, hatten das Gleiche gehört. Jetzt bei den verschiedenen Fachhochschulen, die einen haben den Schwerpunkt da, die anderen haben den Schwerpunkt da. Diese Vielfältigkeit hat gefehlt.«

In der heutigen Zeit lässt die Kirchenzugehörigkeit nach. Während die ersten drei Mitarbeitenden in der Suppenküche alle christlich sozialisiert und engagiert waren, ist das heute nicht immer der Fall. Zu DDR-Zeiten führte die christliche Prägung und die damit verbundene Weigerung, an der Jugendweihe teilzunehmen oder der Partei beizutreten, zu Nachteilen (etwa kein Abitur machen zu dürfen). Zugleich gab es eine größere Verbundenheit mit der Kirche.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Halbes Jahr später war dann Wahl und ich war der Einzige, nein, es gab zwei Leute aus dem ACZ, die nicht zur Wahl gegangen sind. Der eine, das war ein ganz alter Rentner, der hat gesagt: Ich war '33 zur Wahl und das war scheiße, ich gehe da nicht mehr hin, ja? Und der andere war ich. Ja, ja, hatten mich auf dem Kieker. Ich bin dann irgendwann entlassen worden vom ACZ, da musste ich dann beim Rat des Kreises antanzen und die haben mich dann in eine Brigade für kriminell gefährdete Bürger gesteckt. Weil, ich war ja nicht kriminell, ich habe ja keinem was getan. Also mussten sie mich kriminell gefährdet einstufen und dann musste ich da im Solidor mit einer Fußhebelpresse von 1912 Druckknöpfe zusammenpressen, Hosenträger und so ein Scheiß alles.«

Heute sind viele der Mitarbeitenden der christlichen Wohlfahrtsorganisation nicht getauft, wobei es durchaus Menschen gibt, die im Bewerbungsgespräch sagen: »Ich bin nicht getauft, aber christlich bin ich schon.« Schließlich garantiert die Taufe nicht, dass Menschen sich entsprechend den christlichen Idealen von Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe verhalten. Die Fachdienstleitung ist nicht getauft, bezeichnet sich auch als nicht religiös, aber offen für die christlichen Brauchtümer, und meint, »die Brauchtümer und Gebete mittragen – das kann ich sehr gut«. Religiösen Menschen wird vom nicht religiösen Sozialarbeiter eine größere Gelassenheit, Zufriedenheit und Ruhe zugeschrieben, die geschätzt wird. Für die Zusammenarbeit in der Suppenküche spiele die Frage der Taufe letztlich keine Rolle, da komme es eher darauf an, dass das christliche Menschenbild gleicher Würde aller Menschen geteilt werde. Christliche Brauchtümer sind teilweise unbekannt – beispielsweise werden an Karfreitag auch mal Königsberger Klopse in der Suppenküche zubereitet und angeboten.

Dennoch ist die Suppenküche eine Art Aushängeschild für die Kirche, mit der sie sichtbar in die städtische Gesellschaft hineinwirkt. Eine

Schwester als erste Leiterin der Suppenküche zu wählen, war ein Versuch, den Bezug zur christlichen Botschaft auch äußerlich herzustellen. Viele der ersten Ehrenamtlichen, die in der Suppenküche mitgearbeitet haben, waren christlich geprägt. Auch heute stellen Christen ein kleines Rekrutierungsreservoir für Ehrenamtliche dar. Dabei bedeutet christliche Prägung nicht unbedingter Gehorsam gegenüber der kirchlichen Hierarchie.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Hat mich mal eine Kollegin gefragt: Wer ist jetzt eigentlich dein Chef? Ich sage, weißt du, Rosi, mein Chef ist im Himmel und der [...] Direktor und der Bischof [...], die sind da, um dafür zu sorgen, dass ich meine Arbeit gut machen kann. Und damit hatte ich die Cheffrage geklärt. Und so habe ich auch gearbeitet. Also das ist schon wichtig, glaube ich.«

Insgesamt gibt es bei den kirchlich gebundenen Mitarbeitenden durchaus kritische Stimmen zu der Kirche, der sie angehören und der sie zum Beispiel vorwerfen, in Bezug auf Mitarbeiterrechte und Tarifvertrag wenig christlich zu agieren und ein schlechtes Bild der Kirche zu vermitteln.

Allerdings ist der christliche Geist nicht immer bei allen Engagierten zu spüren. Unter denen, die sich engagieren, gibt es solche, die sich zum Beispiel als AfD-Wähler bezeichnen oder verallgemeinernde Aussagen über ausländische Personen treffen, zum Beispiel pauschal behaupten, »die Russen, die nehmen immer zu viel Brot mit und verkaufen es hinterher weiter«. Auch die klare ablehnende Positionierung der offiziellen Kirchenvertretungen zu Rassismus und entsprechenden Positionen der AfD entfaltet an dieser Stelle keine Wirkung. Dafür braucht es mehr als Verlautbarungen oder Hirtenbriefe der Bischöfe. Diese erreichen eher die hauptberuflichen Mitarbeitenden, denen Positionen beispielsweise zu Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus oder Rassismus klar kommuniziert werden.

Sozialarbeiterin: »Andere Träger haben ja auch ganz klare Leitbilder oder Vorgaben zum Beispiel zum Umgang mit Menschen mit rechter Gesinnung. Und bei uns bei [christliche Wohlfahrtsorganisation], natürlich, ist ganz klar, solche Äußerungen et cetera, haben bei uns auch nichts zu suchen. Das wird auch ganz klar kommuniziert. Aber beispielsweise wird dann gesagt: [...] wir haben dieses christliche Menschenbild und so weiter, und bei uns sind alle Menschen willkommen. Es wird ganz klar damit argumentiert [...] den Mitarbeitern gegenüber.«

Bei der Einweisung als Ehrenamtliche werden zwar ausführlich die Hygieneregeln erläutert, aber kaum etwas zum christlichen Leitbild im oben genannten Sinn gesagt. Auch wenn nicht erwartet werden kann, dass

die Engagierten, die in der Suppenküche mitarbeiten, den christlichen Glauben teilen, scheint es sinnvoll, stärker zu betonen, aus welchem Geist der Nächstenliebe diese Institution funktionieren soll, damit dies als Bezugspunkt im Handeln angesprochen werden kann. Das erfordert allerdings, dass es auch Personen gibt, die sich mit dieser Mission (bzw. dem Leitbild) der Einrichtung identifizieren und sie glaubwürdig vermitteln können. Hier sind bestimmte Sozialisationserfahrungen wichtig. Eine Sozialarbeiterin beispielsweise, die nach ihrer Motivation für ihre Arbeit in der Wohlfahrtsorganisation gefragt wird, verweist auf von ihr beobachtete Ungerechtigkeiten gegenüber ihrer alleinerziehenden Mutter und auf ihre christliche Erziehung, die sie geprägt haben. Damit habe sich auch ihre Vorstellung entwickelt, eine Verantwortung in der Gesellschaft zu haben. Es habe zum Leben dazugehört, ein Stück Verantwortung zu übernehmen.

Zu den äußeren Zeichen, die in der Suppenküche auf das Christentum verweisen, gehört, dass am Eingang eine Figur der heiligen Elisabeth steht, die Brot an die Bedürftigen verteilt, und dass im Speisesaal ein Kreuz hängt. Außerdem findet regelmäßig (allerdings durch Corona zeitweilig unterbrochen) ein Mittagsgebet statt, bei dem ein Seelsorger der Pfarrei (Pfarrer, Diakon oder Gemeindeferent) mit den Gästen eine kleine Andacht hält, unter anderem, wenn jemand gestorben ist. Wichtig erscheint auch den nicht-christlichen Mitarbeitenden, dass eine gewisse Regelmäßigkeit gepflegt wird, so dass sich Routinen ausbilden können. Die Corona-Krise hat hier zu Unterbrechungen geführt, die nur mühsam wieder behoben wurden.

Leitungspositionen werden in der christlichen Wohlfahrtsorganisation weniger dauerhaft ausgeübt als in der Vergangenheit. Während zu DDR-Zeiten diese Positionen sehr langfristig besetzt waren – auch mangels Alternativen –, hat sich die Dauer der Übernahme solcher Positionen parallel zur generellen Entwicklung von Führungspositionen im Sektor für (gewerbliche) Sozialdienstleistungen verkürzt, mit entsprechenden Veränderungsanforderungen an die Mitarbeitenden. Insgesamt hat eine Ökonomisierung und Professionalisierung stattgefunden, die auch dazu führt, dass die Arbeit der Suppenküche durch die christliche Wohlfahrtsorganisation effizient unterstützt werden kann, etwa in Bezug auf Öffentlichkeitsarbeit oder Freiwilligenmanagement (FSJ und BFD), wie ein Sozialarbeiter bemerkt.

Die Suppenküche hat ursprünglich mit einem anderen christlichen Träger zusammengearbeitet, der ein ähnliches Angebot für Bedürftige vorhält, das aber nur in den Winterwochen bereitgestellt wird. Allerdings hat sich hier eine Konkurrenzsituation um Fördermittel und Aufmerksamkeit entwickelt, die für die Einwerbung von Spenden wichtig ist, so dass diese Kooperation nicht mehr gepflegt wird. Die zu DDR-Zeiten übliche ökumenische Zusammenarbeit hat sich somit auch aufgrund der ökonomischen Rahmenbedingungen verschlechtert, so dass eine ehemalige Sozialarbeiterin formuliert: »Ökumene ist gar nichts mehr im sozialen Bereich.« Die Bedeutungszunahme der Spenden zeigt sich auch daran, dass die Akquise zum Aufgabengebiet des gegenwärtigen Fachdienstleiters der Suppenküche gehört – in Abstimmung mit der Regionalleitung und dem Verband der Organisation. Die stärkere Ökonomisierung und Professionalisierung führt zu einer stärkeren Marktsituation mit wettbewerblicher Konkurrenz.

Die Finanzierung der Suppenküche erfolgt über Eigenmittel des Trägers, einen Zuschuss der Stadt, einen Zuschuss einer Stiftung und private Spenden. Bürgerinnen und Bürger wie auch einzelne Händler, etwa Bäckereien, geben auch Sachspenden. Im Sommer bringen beispielsweise Personen einen Eimer Kirschen vorbei, den sie aus dem Garten geerntet haben. Die Kirschen werden dann portionsweise weiterverschenkt. Außerdem gibt es immer wieder Einzelaktionen, wie zum Beispiel von Studierenden, die im Rahmen eines Projekts eine Spendenaktion mit einem Club organisiert haben. Mit Spenden – zum Beispiel aus dem Gemeindecafé – wird die Arbeit der Suppenküche auch durch die lokale Pfarrei unterstützt. Darüber hinaus findet eine Zusammenarbeit mit der Pfarrei nur unregelmäßig und anlassbezogen statt.

Selbstverständnis und partizipativer Anspruch

Man könnte meinen, dass das Selbstverständnis der Suppenküche sich im Leitbild der christlichen Wohlfahrtsorganisation ausdrückt und dass dieses den Anspruch an die Art und Weise, wie die Tätigkeiten in der Suppenküche ausgeführt werden, klar beschreibt. Tatsächlich lässt sich das Leitbild in fünf Punkten zusammenfassen: (1) Ausrichtung an Leben und Botschaft von Jesus Christus, (2) Hilfe für alle Menschen in Not, (3) Gemein-

schaft von Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen, (4) Verpflichtung aus der Tradition kirchlicher Sozialarbeit und (5) gelingendes Leben, Gerechtigkeit und Heil für jeden Menschen.

Während bestimmte Punkte relativ klar sind – beispielsweise, dass Hauptberufliche und Ehrenamtliche zusammenarbeiten oder dass keine Unterschiede bei den Menschen in Not gemacht werden, etwa in Bezug auf Religionszugehörigkeit –, sind andere Punkte stärker interpretationsbedürftig. Insbesondere die Ausrichtung an Leben und Botschaft Jesu Christi, also an dem Gebot tätiger Nächstenliebe, ist offen für unterschiedliche Interpretationen, etwa ob man eine eher paternalistische (›ich weiß, was für Dich gut ist‹) oder eine partizipative (›lass uns gemeinsam herausfinden, was gut ist‹) Vorstellung von Nächstenliebe vertritt. Auch die Frage, wie ein gelingendes Leben, Gerechtigkeit und Heil für jeden Menschen zu erreichen sind, ist mit der Festlegung des abstrakten Ziels noch lange nicht geklärt.

Für ein gelingendes Leben wird beispielsweise von einigen Akteuren eine gewisse Selbständigkeit und Autonomie als wichtig erachtet. Dazu gehört, dass Menschen es schaffen, ihren Alltag zu bewältigen. Das beginnt bei ganz einfachen Dingen, die in der Suppenküche angeboten, aber auch für die Bedürftigen übernommen werden, wie zum Beispiel das Wäschewaschen.

Ehemalige Sozialarbeiterin: »Hilfeleistungen, Hilfestellungen geben, angefangen beim Wäschewaschen mit der Maschine. Die wird gewaschen, die Wäsche, aber sie wird halt gewaschen. Gut, man kann nicht jeden ranlassen. Aber da kann man mal sagen: Pass mal auf hier, du kannst schon mal Haufen machen, Buntes und Weißes und das Rot färbt immer – und solche Sachen. Oder anfangen mit einfachen Gerichten, die sie zu Hause essen, kochen können, wie auch mal ein Rührei oder ein Spiegelei machen oder solche Sachen, ja, oder auch mal sauber machen. Wie fange ich an beim Saubermachen? Es ist schlecht, an der Tür anzufangen und nach da zu wischen, ich muss am Fenster anfangen, zur Tür wischen und solche Sachen.«

Es geht darum, die Gäste stärker als Akteure ihres Lebens zu begreifen denn als Hilfeempfangende oder zu Versorgende. Damit war der Vorschlag verknüpft, die Suppenküche an zwei Tagen in der Woche zu schließen, um für Bedürftige einen Anreiz zu geben, an einem Tag selbst zu überlegen, was man mit wenig Geld kochen kann, während man am zweiten Tag einen Kochkurs in der Suppenküche anbieten könnte, um auf diese Weise Hilfestellungen zu geben für einen selbstorganisierten Alltag.

Ehemalige Sozialarbeiterin: »Fangen wir mal mit Pellkartoffeln und Quark an, kann ich nicht ganz viel verkehrt machen, Quark kann ich versalzen, gut, oder Nudeln und Tomatensauce, ganz einfache Gerichte, wo ich sage, hier, soundso wird es gemacht, versucht es mal, vergesst nicht, Wasser an die Nudeln zu machen und ein bisschen Salz dran. Das, denke ich, fehlt, so das Hinführen zum Alltagsleben.«

Man könnte einwenden, mit Obdachlosen muss man nicht kochen üben, da sie gegenwärtig keine Möglichkeiten haben, ihre Kochkünste zu nutzen, aber man signalisiert damit, dass sie vielleicht irgendwann wieder die Chance haben, eine Wohnung zu bekommen, und hält den Wunsch nach einer solchen Normalität aufrecht. Dieses Verständnis der Selbstermächtigung ist auch für die Engagierten wichtig.

Weitere Formen der eigenen Mitwirkung in der Suppenküche (zusätzlich zur Beteiligung an einem Kochkurs) ermöglichen es, dass die Gäste sich diesen Ort aneignen, sich dafür verantwortlich fühlen und das Zusammenleben mitregeln.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Ich habe dann versucht, die Leute mehr mit einzubeziehen, die Besucher [der Suppenküche]. Ich habe auch früh die Tür gleich aufgemacht, wenn ich ankam. Die hätten zum Putzen reinkommen können. Einige haben das dann auch gemacht. Die sind einfach reingekommen und haben gesagt: Wo ist der Eimer und wo kann ich jetzt wischen, was mache ich? Und dann haben die mitgemacht. Das lief ganz gut. Dann habe ich gesagt: Wir müssten mal so ein paar Regeln für das Zusammenleben hier erstellen, es wäre schön, wenn ihr heute Abend einfach da bleibt und wir setzen uns mal zusammen. Sind nicht alle dageblieben, aber ein Teil, und dann haben wir uns da abends zusammengesetzt und das haben wir so alle zwei Wochen gemacht und so die Regeln noch mal durchgesprochen fürs Zusammenleben. Wir hatten am Ende, ich glaube, vier Punkte, ja? Die entscheidend waren, aber die haben gereicht. Also das war: keine Gewalt, kein Alkohol, keine Drogen und, weiß ich gar nicht, noch zwei Punkte. Also war relativ übersichtlich. Auch für die Leute, die in [die Suppenküche] kamen, war relativ schnell klar: Was darf ich hier und was geht nicht? Und da hatten wir so da unser Konzept erarbeitet. Das ging bis Schwester [S] dann aus Rom kam, stellt sich mitten in die Suppenküche rein und sagt: Mein Name ist Schwester [S], ich bin jetzt hier die Leiterin. So.«

Die Gestaltung des Zusammenlebens war fortan nicht mehr Sache der Besucher, sondern Sache der Leitung, was ein nicht unübliches Verfahren in Organisationen ist und gerade für kirchliche Organisationen nicht untypisch ist. Dennoch wurde diese Vorgehensweise auch innerhalb der Organisation kritisiert, allerdings ohne große Wirkung.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Ja, fand ich nicht gut. Ich hätte das lieber weiter so durchgezogen, dass die Besucher mehr beteiligt werden an dem, was da ist. [...] Aber es ist da viel kaputt

gemacht worden von der Struktur her. Also ich hätte gerne das Ehrenamt mehr drin gehabt. Wir hatten es dann so, dass, ja, dann immer die Tür zu blieb bis zur offiziellen Öffnungszeit und dann wurde aufgeschlossen.«

An dieser Stelle zeigt sich, dass unterschiedliche Vorstellungen von Partizipation im Engagement existieren, die durch das Leitungspersonal geprägt werden. Dabei kann der Umfang an Partizipation deutlich variieren. Partizipative Ansätze wurden nicht nur in Bezug auf die Gäste, sondern auch für die Engagierten in den Blick genommen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, selbständig Ideen und Aktivitäten zu entwickeln. Als problematisch werden auch hier die hierarchischen Strukturen der Wohlfahrtsorganisation gesehen, die solches Engagement behindern können.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Am Anfang die erste Ehrenamtliche war eine Frau, die so ganz engagiert war. Die wollte das einfach. Die wollte machen! Also die wollte was machen. Die kam, die hat mit geputzt, die hat alles gemacht. Und dann hat sie gesagt: Wir bräuchten mal eine Nähmaschine, die Leute, die haben immer kaputte Hosen an, ich kann denen doch die Hosen zusammennähen. [...] Die hat sich dann mal eine Nähmaschine besorgt und dann hat sie sich hingesetzt und hat den Leuten da auch die Hosen genäht. Das war alles richtig gut. Das war so, wie ich mir Ehrenamt vorstelle. Ich komme dahin, sehe, wo es fehlt, und mache das einfach, ja? Dann so auch machen zu lassen und das zu fördern auch, das war ganz gut. Aber irgendwie ist das untergegangen. Naja, also es ist schon schwierig mit den Strukturen [der Wohlfahrtsorganisation]. Ich finde es einfach schade, dass so das Potenzial, was in den Besuchern steckt, nicht genutzt wird und auch im Ehrenamt so nebenbei läuft mit und die Leute nicht gefragt werden: Was wollt ihr und was könnt ihr leisten? Ja, wie kann man es realisieren? Ich glaube, das ist wichtig, Leute, die kommen und sagen, ich will hier ehrenamtlich was machen – die dann auch zu fragen: Ja, was eigentlich? Also gucken Sie sich das an, machen sich ein Bild von dem, was hier ist, und sagen mir dann, wo Sie meinen, sich einbringen zu können, ne?«

Auch wenn die basisdemokratischen Entscheidungsfindungen mit den Gästen nicht fortgesetzt wurden, gab es mehrere Projekte, die beispielhaft den partizipatorischen Ansatz umsetzten und Gemeinschaftserlebnisse produzierten. Dazu gehörte etwa die ›Plantagen-Tour‹, die anfangs mit 1.200 DM, später mit 1.500 EUR, finanziert durch die Spende einer Bank, durchgeführt wurde. Zwei Kleinbusse à sieben bis acht Gäste der Suppenküche fahren einmal im Jahr für eine Woche in ein Selbstversorgerhaus (einfache Hütte) der Kirche nach Mecklenburg. Dabei ging es vor allem darum, den Menschen wieder einen eigenen Tagesplan zu geben.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Wir sind hingefahren völlig ohne Plan! Wir haben meistens in [...] nochmal eingekauft, sind dann nach [...] gefahren. Dann haben wir den Tisch gedeckt und

dann haben wir überlegt, was machen wir mit der Woche – mit allen zusammen. [...] Wer macht das Frühstück an welchem Tag? Wann gibt es Mittag- und Abendessen? Was wollen wir unternehmen? Wollen wir an die Ostsee fahren, nach Polen fahren? Also alles so Vorschläge kamen da. Dann wurde abgestimmt. Also ein Stückchen Demokratie auch üben, ja? Und dann war so richtig eine Struktur wieder im Tag für die Leute auch, die sonst nur in die Suppenküche kamen, den ganzen Tag da rumsaßen, sich mit irgendwem unterhalten haben und abends wieder vor der Tür standen, ne?«

Nicht unproblematisch ist das Zurückkehren, wenn die Leute, die eine Woche eine Gemeinschaft erlebt haben, Aufgaben hatten, eine Struktur, sich wieder zurück auf der Straße finden, ohne all diese Dinge, die für sie wichtig geworden sind. Hier sind Auffangstrukturen wichtig, die Wege aufzeigen, wie es nach einer solchen einschneidenden Erfahrung weitergehen kann. Das Projekt der Plantagen-Touren wurde nach 20 Touren beendet, da sich niemand fand, der sie nach dem Eintritt des verantwortlichen Mitarbeiters in den Ruhestand übernehmen konnte oder wollte.

Ein weiteres Projekt, das diesen partizipativen Ansatz verfolgte, war ein Schrebergarten, der von zwei Studierenden initiiert worden war. Der Schrebergarten wurde angemietet und vorbereitet, das heißt umgegraben mit einer Gartenfräse, und die Gäste konnten dort mitarbeiten und Gemüse und Obst anbauen, die Ernte mitnehmen oder in der Suppenküche verarbeiten lassen. Neben den Studierenden hat der Gartenvorstand die Gruppe mit Ratschlägen unterstützt. Gewürdigt wurde das Projekt durch gemeinsames Grillen, in dessen Rahmen die Aktiven gewürdigt und positive Gemeinschaftserlebnisse geteilt wurden. Schwierig war, dass das Projekt nicht von alleine lief, so dass, als die Studierenden nicht mehr da waren, Hauptamtliche dort benötigt wurden und nicht vor Ort in der Suppenküche sein konnten. Aufgrund des Personalmangels wurde auch dieses Projekt beendet.

Aus Zufallssituationen haben sich immer wieder Möglichkeiten ergeben, die Gäste selbst zu aktivieren. Beispielsweise wurde von einer Praktikantin ein Angebot für die Gäste gemacht.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Und Malen kam so gar nicht an bei den Besuchern, aber Spachtelbilder. Spachtelbilder kamen gut. Da hat die mit den Leuten Spachtelbilder gemacht. Die waren so was von begeistert, ja? Also wenn sie einfach was in die Hand kriegen, wo sie was gestalten können – egal was bei rauskommt, ne? Malen ist meistens so ein Thema, wo man abschreckt, aber wenn man so einen Spachtel in die Hand kriegt und eine Masse dazu, die

man da drauf machen kann, und das selber gestalten – das kommt gut an. Also es ist wichtig, was anzubieten, was man mit den Händen auch einfach machen kann.«

In diesem Fall erproben sich nicht nur die Gäste in kreativer Weise, sondern auch die Praktikantin, die mit den Gästen zusammenarbeitet. Auch in der Adventszeit zu basteln, hat die Gäste begeistert, weil sie ein Ergebnis in den Händen hielten, das ihnen ihre Fähigkeiten vor Augen führte und so die Selbstwirksamkeit anschaulich erfahrbar machte.

Ehemaliger Mitarbeiter: »Also so was Gestaltung angeht, wo ich am Ende was habe und wo ich nicht unbedingt von anderen Lob brauche, sondern wo ich für mich sehe, ich habe was geschafft, ja? Das habe ich gekonnt.«

Kreativität und Eigeninitiative zuzulassen, kann auch zu unerwarteten Situationen führen, die dennoch dem Ziel der Selbstwirksamkeit dienen.

Ehemalige Mitarbeiterin: »Also ich muss immer noch an die Frau denken, die auch so ein bisschen ulkig war, die mir dann mal vorgeschlagen hat, sie würde mal mit so einem speziellen japanischen Minzöl unsere Scheiben putzen in dem Glasgang. Das würde vor sämtlichen Bakterien schützen und was nicht alles. Ich dachte mir so: Hm, also es wird nicht schaden. Bitteschön. Und dann hat die doch wirklich den ganzen Glasgang mit diesem Minzöl! Und ich dachte: Im Zweifel? Ich weiß es nicht. Und dann kam natürlich: Oh, das stinkt! Es gab so ein paar Charaktere, die konnten dem nicht viel abgewinnen, ne? Aber ich meine, wir waren da mit ganz anderen Gerüchen konfrontiert, da war so ein Minzöl auch mal eine willkommene Abwechslung. Gibt es ja ganz anderes. Und auf jeden Fall: Selbstwirksamkeit ist der Oberkracher.«

Andere Aktionen waren gelegentliche gemeinsame Radtouren, bei denen sich zeigte, dass Personen, die in der Suppenküche unangenehm auftreten, in einem anderen Kontext, bei körperlicher Verausgabung, auch ganz anders sein können – eine Lernerfahrung für alle Beteiligten.

Ehemalige Mitarbeiterin: »Das war auch eine herrliche Lernsituation auch für mich, weil manche, die einem da im Alltag manchmal schwer auf die Nerven gegangen sind, sind einfach durch diese Radtour befriedet worden! Hach, also wirklich wo man denkt, das gibt es doch nicht! Wieso können wir nicht einmal in der Woche eine Fahrradtour anbieten, ja? Das würde dem einen oder anderen helfen, ja? Also all das, was in irgendwelchen Psychologiezeitschriften steht oder so, was jetzt einfach auch so unser Lebenstrend ist, ne? Flow und all das trifft auf die Besucher der Suppenküche ganz genauso zu. Also ganz genauso! Exakt dasselbe, ja? Nur dass sie eben weniger Möglichkeiten haben, ein bisschen eingeschränkter sind – manchmal in der Kreativität, aber manchmal in den Mitteln auch einfach, ne? Absolut. Ja. Also dieses Selber-Erfahren, Erleben und aber auch Würdigen, ne?«

Ein weiteres Projekt sind Frühjahrs- und Herbstputz gewesen. Dabei wurde mit den Gästen die Suppenküche geputzt und der Garten verschönert. Beispielsweise wurde für den Garten ein Komposthaufen angelegt.

Ehemalige Mitarbeiterin: »Und dann immer so drei, vier starke Männer mal haben dann den ganzen Tag den Kompost gesiebt [...]. Das war toll! Die haben dann halt kostenlos Essen und Trinken gekriegt. Die waren happy. Die waren so dermaßen happy! Also Wahnsinn. Weil die Leute leiden ja auch an Langeweile. Das ist ja wirklich abgefahren, ja?«

Putzaktionen dienen auch dazu, sich den Ort anzueignen, und sind sichtbar für die Gemeinschaft.

Ehemalige Mitarbeiterin: »Und wenn es halt für die Gemeinschaft ist, die dort vor Ort ist, dann wird das auch gesehen, ne? Dann ist auch dieses: Das ist meine Suppenküche, ne? Ich habe jetzt hier die Fensterbretter geputzt und kriege dafür mein Mittagessen für umsonst, ich habe jetzt hier die Regenrinne ausgeleert. Und dann kommt auch so ein Beschützerinstinkt auf unter den Leuten. Das war auch ganz spannend so. Dann wollten sie auch, dass es so bleibt.«

Wenn am Ende eines Putztages noch gegrillt wird, dann wird auch über die gemeinsame Aktion gesprochen. Die Beteiligten haben eine aktive Rolle, selbst wenn mancher nur ein paar Kippen aufsammelt, um eine kostenlose Bratwurst zu bekommen.

Ehemalige Mitarbeiterin: »Insofern ist Ehrenamt auch Demokratie, weil man ein bisschen auf seine Weise mitgestalten kann, ne? Und das viel unmittelbarer, als das durch so ein Kreuzchen auf dem Wahlzettel möglich ist.«

Die Aneignung des Ortes zeigt sich auch daran, dass selbst in der Corona-Situation mit neuen Sozialarbeitenden die Gäste ihre Suppenküche gepflegt haben.

Sozialarbeiter: »Was ich erlebt habe diesen Winter, der war ja durchaus ganz reich an Schnee, da haben Gäste, die auch regelmäßig zu uns kommen, sich tagelang in den Hof gestellt und haben Schnee geschippt. Sie haben gesagt: Hier, wir machen das jetzt – und haben den Hof freigeräumt. Und nicht nur den Zugang [...], sondern sie haben den kompletten Hof, auch hinten die Parkplätze freigeräumt vom Schnee, dass Autos parken können. Also sie haben tagelang den Hof von Schnee befreit und auch befreit gehalten zum Beispiel. Es gab Gäste, die haben in der Vergangenheit im Sommer oder Frühling hier hinten irgendwie mitgeholfen, die Grünflächen zu pflegen, haben dort die Blümchen geschnitten und gepflanzt vielleicht, haben so was gemacht. Dieses Jahr gab es auch einen Gast, der wusste besser als wir, wo ein Rasenmäher steht hier, und hat dann den Rasen hinten gemäht zum Beispiel. Ja, also dass die Gäste einfach gewillt sind anzupacken. Also die packen an und machen dann Dinge, einfach zu sagen: Die [christliche Wohlfahrtsorganisation] hilft mir, es

gibt diesen Ort hier, [...] zu dem ich regelmäßig kommen kann, hier bin ich gut aufgehoben, habe ein Dach über dem Kopf, dann sage ich mir: Jetzt bin ich mal dran und mache mal was Kleines.«

Die Menschen wollen etwas zurückgeben, nicht einfach nur Empfangende sein, sondern selbst etwas geben können und dabei auch ihre Zugehörigkeit demonstrieren.

Sozialarbeiter: »Und es gibt Gäste [...], die wollen in der Kleiderkammer mit anpacken. Die sortieren jeden Tag irgendwie ein paar Säcke aus, die müssen von der Kleiderkammer in den Schuppen gebracht werden, da gibt es Gäste, die schon früher da sind, die da mit anpacken und die Säcke rumtragen von der Kleiderkammer oder so was tun.«

Die Möglichkeit mitzuwirken bietet sich nicht nur den Gästen, sondern in besonderem Maße den Engagierten. Neben anpacken und aktiv teilhaben kann man im ehrenamtlichen Engagement – sofern die Strukturen partizipatorisch ausgestaltet werden – seine Meinung sagen und Missstände kritisch ansprechen, da man unabhängiger ist als Mitarbeitende, die zu einer gewissen Loyalität gegenüber ihrem Arbeitgeber verpflichtet sind. Da das Engagement freiwillig ist, kann man es auch beenden und sich an einer anderen Stelle engagieren – Felder für freiwilliges Engagement gibt es genug.

Die Suppenküche ist ein Ort, der von einer besonderen Niederschwelligkeit und durch gemeinsames Erleben geprägt ist, wie die Sozialarbeiterin erläutert:

»Also ich arbeite mit 23 Stunden [in der Suppenküche] und mit neun Stunden in der Schuldnerberatung, und das ist schon wirklich ein extremer Unterschied – obwohl ich ja in beiden Bereichen quasi in der Beratung tätig bin. Aber in der Schuldnerberatung hat man wirklich die Termine, dann kommen die Leute, sind eine Dreiviertelstunde da und dann gehen sie wieder und drumherum bekommt man wirklich nichts mit. [In der Suppenküche] erlebt man die Leute ja auch den ganzen Tag über. Also man baut eine völlig andere Verbindung zueinander auf [...] aber auf eine sehr selbstständige Art und Weise. Die Leute können vollständig selbst entscheiden, wie viel sie preisgeben, wie viel Nähe sie zulassen wollen oder wünschen.«

Der Anspruch, dass die Suppenküche ein Ort der Begegnung sein sollte, wird nicht auf die Begegnung unter den Gästen beschränkt. Auch Begegnungen mit Menschen, die sonst nicht Gäste der Suppenküche sind, spielen in den Wunschvorstellungen für die weitere Entwicklung eine Rolle.

Sozialarbeiter: »Ich würde mir wünschen, dass wir wieder so Gruppenangebote, die es schon mal gab, machen können: Spielenachmittage, manche Ausflüge mit Gästen gemeinsam ma-

chen können. Das würde ich mir wünschen. Ich weiß nicht, ob das noch ein bisschen gesponnen ist, aber irgendwie könnte ich mir [die Suppenküche] auch vorstellen als, [...] dass man eben nicht nur eben unsere Gäste einlädt, sondern dass es vielleicht auch ein Ort ist, wo mal, weiß ich nicht, unten im Gastraum vielleicht mal eine Lesung oder so. Wo auch andere Menschen als unsere Gäste kommen können. Weiß ich nicht, ein kleines, leises Konzert oder so. Irgendwie kann ich mir vorstellen, dass es mal Veranstaltungen gibt, die auch andere Menschen als unsere Gäste ansprechen sollen, wo dann quasi mal andere Gäste kommen und Berührungängste verlieren zu unserem Klientel. Wo sie mal ins Gespräch kommen mit unseren Gästen und merken: Aha, ist ja super hier. Oder was ihr hier macht, ist toll, und die Gäste sind auch sehr umgänglich und haben viel [zu] erzählen. Das würde ich mir wünschen, dass es vielleicht noch mehr Menschen aus der breiten Öffentlichkeit, der Gesellschaft gibt, die zu uns kommen und sagen: Ja, war schön bei euch – auch wenn es nur mal ein Abend war oder so.«

5. Verstehen – Engagement, Resonanz, Demokratie

Welche Schlüsse kann man aus dem Gehörten und Beobachteten für die Frage nach dem Beitrag von Engagement für die Demokratie ziehen? Ist Engagement wirklich ein Motor für die Demokratie oder doch nur Ausbeutung und Verschleierung problematischer gesellschaftlicher Bedingungen? Was leistet Engagement für sozial Benachteiligte im Besonderen und für die (ostdeutsche) Gesellschaft im Allgemeinen? Um das besser zu verstehen, soll ein Dreischritt vorgenommen werden, der zunächst das Engagement als tätiges Handeln im pragmatistischen Sinn beschreibt, dann der Frage von Engagement als Resonanzerfahrung aus der Perspektive von Engagierten und ihren Vorstellungen eines guten Lebens nachgeht und schließlich wieder den Bogen zurück schlägt zur Demokratie als Lebensform, die von sozialen Verhältnissen des Gebens und Nehmens geprägt ist.

Engagement als tätiges Handeln

Die Frage, wie man Engagement als Handeln verstehen kann, habe ich meinem Buch *Ehrenamt verstehen. Eine handlungstheoretische Analyse* entwickelt. Darin habe ich unterschiedliche Verstehensweisen (Handlungstheorien) betrachtet und bin zu dem Schluss gekommen, dass die pragmatistische Handlungstheorie von Hans Joas – »Die Kreativität des Handelns«¹ – am besten geeignet ist, um – nicht nur, aber auch – ehrenamtliches Engagement als rationales wie normatives, emotionales, körperbezogenes und soziales Handeln zu begreifen.

Die pragmatistische Handlungstheorie ist in der Lage, die Erkenntnisse anderer Theorien zu integrieren, und bietet so eine gute Grundlage zum Verstehen von Engagement. Der Pragmatismus geht konsequent von der Handlungssituation der Akteure aus. Wenn Menschen handeln, dann tun sie das üblicherweise gewohnheitsmäßig – so wie immer – entsprechend ihren Alltagsroutinen. Erst wenn eine ›Störung‹ in einer bestimmten Situation auftritt, die diese Routinen durchbricht, überlegen sie, wie darauf zu reagieren ist, und entwickeln kreativ eine neue Handlungsweise. In diesem Augenblick kommen unterschiedliche Motivationsfaktoren und Überlegungen ins Spiel. Hierzu gehören Nützlichkeitsüberlegungen (›was bringt mir ...‹), aber auch normative Vorstellungen (›ich sollte ...‹), die zum jeweiligen Wertehorizont (›mir ist wichtig ...‹) passen, den man im Laufe des Lebens entwickelt hat. Darüber hinaus lenkt Joas den Blick auf die Erfahrungen im Tun an sich, das in je konkreten Situationen erfolgt, mit dem eigenen Körper und in Interaktion mit der Umwelt und anderen Menschen. Situiertheit, Körperlichkeit und Sozialität des Handelns sind die wesentlichen Stichwörter.²

Um dies am Beispiel der Engagierten in der Suppenküche zu verdeutlichen: Die situative ›Störung‹, die Auslöser eines Engagements ist, kommt häufig vom Jobcenter. Es schafft einen Anlass, in die Suppenküche zu kommen und dort mitzuarbeiten. Natürlich gibt es auch andere Anlässe, etwa dass man von einer Bekannten angesprochen wird (Angesprochenwerden ist der häufigste Engagementanlass für Ehrenamtliche) oder auf eine Not-situation (beispielsweise bei einer Flutkatastrophe) reagiert. Wie gezeigt wurde, sind für die Engagierten das Jobcenter oder die Beratungsdienste der Wohlfahrtsorganisation, also Institutionen, die sowieso mit sozial benachteiligten Menschen in Kontakt stehen, die Akteure, die Engagementanlässe für sie schaffen. Aber ein Engagementanlass bedeutet noch nicht, dass man dabeibleibt, also über einen längeren Zeitraum aktiv wird.

Für ein längeres Engagement braucht es drei miteinander verschränkte Motivationen: einmal, dass das Engagement einen Nutzen verspricht; dann, weil man das Engagement normativ für geboten hält – hierzu passt, dass religiöse (christliche) Menschen sich im Durchschnitt mehr engagieren als nicht religiöse, was man auf das Gebot der Nächstenliebe zurückführen könnte; schließlich, weil man im körperlichen Tun selbst bestimmte Erfahrungen macht, die dem Tun einen Wert an sich geben.

Die so gemachten Erfahrungen können dazu führen, dass man eine neue Handlungsroutine entwickelt, nämlich das (regelmäßige) Engagement. Spaß haben, Gemeinschaft erleben, Anerkennung bekommen, Selbstwirksamkeit spüren sind passende Stichwörter.³ Engagement wird so zu einer sich selbst verstärkenden Tätigkeit.

Zu allen drei Aspekten haben die interviewten Engagierten Aussagen getroffen: Das Engagement nützt ihnen, denn sie bekommen eine kleine Entschädigung dafür, die für Menschen mit geringem Einkommen einen Unterschied macht. Außerdem ›lässt sie das Jobcenter in Ruhe‹, wenn sie in einer Maßnahme oder im BFD sind. Manche sehen auch den Vorteil einer klaren Tagesstruktur und der Überbrückung einer Lebensphase (speziell beim FS) sowie die Möglichkeit, günstig oder kostenlos zu essen. Das Engagement bringt also gewisse Vorteile, die gerne in Anspruch genommen werden, aber das ist nicht die Hauptmotivation. Trotz solcher Vorteile gibt es Menschen, die im Rahmen einer Maßnahme nur unregelmäßig kommen, keine Beziehung zum Team und zur Tätigkeit aufbauen können und danach wieder verschwinden.

Am wichtigsten ist für die, die dabeibleiben, der dritte Aspekt, dass man etwas tut, das wichtig ist, dass man gebraucht wird, dass man gemeinsam Spaß hat, eine Gemeinschaft (›Familie‹) erlebt. Hier zeigt sich die Bedeutung der Erfahrungen im nicht zweckorientierten Handeln, also im Tun, das seinen Wert in sich hat. In den Aussagen von Engagierten, dass es ›Spaß macht‹, wird deutlich, dass der Wert des Tuns nicht allein in einem Nutzen oder Vorteil für einen selbst oder für die Obdachlosen oder die Gesellschaft liegt, sondern dass es in sich wertvoll ist und nicht über eine Funktionalität zusätzlich legitimiert werden muss. Das Erleben von Gemeinschaft, sich als Teil eines ›tollen Teams‹ zu erfahren, die Begegnung mit anderen, der Austausch untereinander und mit Gästen spielen in den Aussagen der Engagierten eine zentrale Rolle, was angesichts der Ausgangsdiagnose eines sinkenden Zusammenhalts sowie einer Zunahme an Zersplitterung, Vereinzelung und Einsamkeit in der Gesellschaft von besonderer Relevanz ist. Auch dieser Aspekt ist den Engagierten selbst bewusst, etwa wenn sie darauf hinweisen, nicht allein zu Hause sitzen zu wollen.

Insgesamt zeigt sich, dass die Erfahrungen, die mit positiven Emotionen verknüpft sind, die Tätigkeit in der Suppenküche für die Beteiligten wichtig werden lassen. Deutlich wird dabei auch, dass sich durch diese Erfahrungen ihre Persönlichkeiten entwickeln. Lernen, mit Fremden

zu sprechen, eine klare Ansage zu machen, sich mit anderen die Arbeit einzuteilen, Unterschiede wahrzunehmen und zu akzeptieren, seinen Aufgabenbereich abzugrenzen, Probleme im Gespräch zu lösen, einander zu respektieren, sind persönlichkeitsbildende Erfahrungen, die von den Engagierten selbst genannt werden. Besonders bedeutsam ist dabei, dass man Verantwortung übertragen bekommt – ein Zeichen von Vertrauen, das man verdienen möchte, das aber auch fehlerfreundliche Abläufe in der Organisation erfordert.

Solche Lernerfahrungen machen auch die hauptamtlichen Sozialarbeitenden, die – unabhängig von Nähe und Distanz, Berufung oder Job – alle betonen, einen Sinn in ihrer Tätigkeit zu finden. Denn auch dieser zweite Aspekt spielt für alle eine Rolle – Engagierte wie Hauptamtliche sehen nicht nur den Nutzen für sich selbst und die positiven Erfahrungen im Tun, sondern betten dies ein in ihre Vorstellungen von einem guten Leben, einer gerechten Welt, in der insbesondere die Armut und Wohnungslosigkeit, die sie hautnah erleben, verbannt werden und alle Menschen genug zum Leben haben. Die körperliche Wahrnehmung von und Auseinandersetzung mit Leid und Ungerechtigkeit, die sich in sinnlichen Erfahrungen sichtbar kaputter Hosen oder strenger Gerüche manifestiert, bewirken körpergebundene Emotionen wie Ekel, Empörung, Wut oder Trauer. Diese wiederum können Handlungsmotivationen auslösen und zugleich die Vorstellungen von einem guten Leben präzisieren und weiterentwickeln. Manche Personen, die nur gekommen sind, weil das Jobcenter sie schickt, und die vorher diese gesellschaftlichen Probleme gar nicht wahrgenommen haben, artikulieren nun, dass sie angesichts dieser Situation helfen wollen. Durch erfahrene Anerkennung von unterschiedlichen Seiten (Dankbarkeit der Gäste, Lob der Chefs, Zuspruch der Kolleginnen und Kollegen)⁴ wie durch Kritik (zum Beispiel an der Unzuverlässigkeit von Kollegen, die kurzfristig absagen) werden diese Vorstellungen als gesellschaftliche Vorstellungen eines guten Lebens gefestigt. Solche individuellen Erfahrungen, die in einer Gemeinschaft erlebt, ausgedrückt und so bewusst gemacht werden, können zu einer Weiterentwicklung der jeweiligen Vorstellungen eines guten Lebens in der Gesellschaft beitragen⁵ – mithin zu gemeinsamen Vorstellungen über eine Demokratie als Form des Zusammenlebens.

Im Handeln erfahren die Engagierten Anerkennung und Kritik, sie erfahren sich selbst als aktiv Handelnde und Menschen, die etwas bewirken, und sie entwickeln ihre Vorstellungen vom Guten in Auseinandersetzung

mit den Erfahrungen, die sie im Rahmen des Engagements machen. Dabei können sie im Engagement ihren Vorstellungen des Guten einen konkreten Ausdruck verleihen und verbleiben nicht in der Situation des passiv Erleidenden.⁶ Die wahrgenommene Handlungsunfähigkeit auf gesellschaftlicher Ebene (man kann die Probleme der Leute – Alkohol, Sucht, Kriminalität, Wohnungslosigkeit usw. – nicht lösen) wird von den Engagierten als besonders belastend benannt. Während die Zufriedenheit mit dem konkreten Tun (also der Bereitstellung von Essen, Zuhören, Waschen usw.) sehr hoch ist, ist das Gefühl der Ohnmacht, beispielsweise an der allgemeinen Situation der Wohnungslosigkeit vieler Menschen, die es trotz guten Willens nicht schaffen, sich selbst aus dieser Situation zu befreien, nichts ändern zu können, ein Grund für Unzufriedenheit. Hier scheint es notwendig, aus den positiven Erfahrungen im konkreten Handeln auch Strategien zu entwickeln, wie diese auf gesellschaftlicher Ebene wirksam werden könnten. Auf diesen Aspekt komme ich im letzten Teilabschnitt dieses Kapitels »Vom Geben und Nehmen in der Demokratie« zurück.

Die konkrete Lebenswelt der Suppenküche ist also nicht nur ein organisatorischer Rahmen, an den sich die Engagierten anpassen müssen, sondern sie ist auch ein Medium der Welterfahrung und -veränderung. Durch ihr Tun verändern die Engagierten ihre Lebenswelt und die Lebenswelt der Menschen, mit denen sie interagieren. Sie erfahren sich dabei als wirkmächtig und gestaltend – sofern dies von der Organisation, in deren Kontext sie sich engagieren, unterstützt wird. Der Aspekt der Partizipation ist hier von besonderer Bedeutung und kann, wie oben dargestellt, zu unterschiedlichen Interpretationen von Ansprüchen an Teilhabe und Beteiligung führen. Die Engagierten in der Suppenküche werden beispielsweise über die Morgenrunde, bei der über Probleme und Arbeitsaufteilung gesprochen wird, in Entscheidungen eingebunden. Die Einbindung der Gäste im Sinne des Selbsthilfedankens ist in der Vergangenheit unterschiedlich stark verfolgt worden, abhängig von den individuellen sozialarbeiterischen Ansätzen der Hauptamtlichen. Organisationen, die wenigstens teilweise unternehmerisch handeln müssen, wie dies bei der christlichen Wohlfahrtsorganisation im Zuge allgemeiner Ökonomisierungstendenzen mit dem Ziel der Effizienzsteigerung der Fall ist, sind oft unvermeidlich hierarchisch organisiert. Auf der Ebene der Einbindung von Freiwilligen sind aber partizipatorische Elemente notwendig, die durchaus auch für die Leitung von hauptberuflichen Teams relevant sind. Tatsächlich scheint im Verhältnis zu den Gästen der

Suppenküche der Aspekt der Hilfe stärker betont zu werden als der der Selbsthilfe, obwohl auch hier Ansätze zu einer stärkeren Einbindung der Betroffenen vorhanden sind. Die Hilfe wird aber nicht von der Bereitschaft zur Mitwirkung abhängig gemacht.

Für Organisationen, die ehrenamtliches Engagement ermöglichen, bedeutet ein demokratisch-partizipatorischer Ansatz auf Augenhöhe, dass sie auf die unterschiedlichen Motivationsfaktoren der Engagierten eingehen müssen. Sowohl die Aspekte der Nützlichkeit (zum Beispiel Aufwandsentschädigungen), des gemeinsamen Tuns (beispielsweise Willkommenskultur, Mitsprache) als auch der Wertvorstellungen (etwa Gerechtigkeit bei der Aufgabenzuteilung) müssen beachtet und in Einklang gebracht werden mit den Vorstellungen der Organisation selbst, die sich im Leitbild artikulieren. Beispielsweise muss sich ein Leitbild, das Nächstenliebe und Gerechtigkeit propagiert, auch in den Umgangsweisen (etwa keine Diskriminierung von ausländischen Personen) und institutionellen Regelungen vor Ort (zum Beispiel kostenlose Getränke und Essen für alle Engagierten und Mitarbeitenden) niederschlagen, um glaubwürdig zu sein. Wichtig ist, dass die Beziehung zwischen Vorstellungen einer gerechten Welt einerseits und den konkreten institutionellen Regeln und Handlungsweisen in der Organisation andererseits immer wieder hergestellt wird und so eine Bezugnahme und Reflexion auf das Leitbild erfolgen kann.

Ausbeutung im Engagement?

Wie verhält sich dieses handlungsorientierte Verständnis des Engagements zur Kritik an ausbeuterischen Engagementverhältnissen von van Dyk und Haubner, die im zweiten Kapitel vorgestellt wurde? Diese könnten einwenden, dass die Beschreibung von Engagementanlässen, -motiven und -erfahrungen gar keinen Widerspruch zu ihrer Kritik darstellt, da die Engagierten gar nicht durchschauen, dass ihre positiven Erfahrungen sie eine gesellschaftlich ungerechte und untragbare Situation nur individuell besser ertragen lassen, und dass gerade deshalb Engagement in Suppenküchen oder Tafeln abgeschafft werden sollte, um die ungerechte Gesamtsituation zu verändern, an der sie selbst leiden. Sie würden mit Blick auf die Unterstützung von Bedürftigen fordern, dass es staatlich garantierte Rechte und Infrastrukturen gibt, also beispiels-

weise ein staatlich finanziertes Schulessen (statt einer Suppenküche), in der die bislang in der Suppenküche engagierten Menschen als regulär bezahlte Mitarbeitende ein sogenanntes Normalarbeitsverhältnis bekommen. Dabei sollten zivilgesellschaftliche Akteure wie etwa christliche Wohlfahrtsorganisationen als Mitgestaltende integriert werden. In bestimmten Bereichen ist dies – mehr oder weniger gut – umgesetzt. Der Staat garantiert bestimmte Rechte und Infrastrukturen (beispielsweise im Bereich der Gesundheit), und gemeinnützige wie gewerbliche Akteure konkurrieren auf dem Markt der Gesundheitsdienstleistungen und stellen in diesem Bereich Beschäftigte in regulären Beschäftigungsverhältnissen ein.

Grundsätzlich scheint der Vorschlag attraktiv, dass der Staat die Infrastrukturen finanziert und die in der Suppenküche Engagierten in solchen Infrastrukturen ein reguläres Arbeitsverhältnis bekommen. Eine angemessene Entlohnung ist auch eine Form der Anerkennung von Arbeit, und die Engagierten würden mehrheitlich eine solche Entlohnung sowie eine unbefristete Beschäftigung begrüßen.⁷ Gerade Langfristigkeit und Verlässlichkeit sind für die Entwicklung eines allgemeinen wechselseitigen Gebens und Nehmens (generalisierte Reziprozität) wichtig.⁸ Und auch im Rahmen von regulär entlohnten Beschäftigungsverhältnissen lässt sich Spaß im Team haben, lassen sich Selbstwirksamkeitserfahrungen machen, Gemeinschaft erleben und Sinn finden. Wie oben dargelegt, ist der genaue Status der Beschäftigung dafür unbedeutend. Von größerer Bedeutung ist, dass der Organisationsrahmen die Freiräume für diese Erfahrungen lässt und nicht einer Logik der Effizienzsteigerung folgt, in der Steigerungszwänge zu zunehmenden (auch gesundheitlichen) Problemen bei den Beschäftigten führen.⁹ Es könnte sein, dass durch die Umwandlung der Suppenküche in Infrastrukturen, die unternehmerisch agieren oder zumindest in Form einer hybriden Organisation,¹⁰ die stärker betriebswirtschaftlich handelt oder handeln muss, solche Freiräume verloren gehen. Prozesse der Vermarktlichung stellen auch in der regulären Arbeitswelt die Grundlagen einer generalisierten Reziprozität in Frage¹¹ – für Wohlfahrtsorganisationen dürfte das in gesteigertem Maße gelten.

Inwiefern es darüber hinaus durch die Umwandlung der gegenwärtigen Maßnahmen und ehrenamtlichen Aktivitäten in reguläre Arbeitsverhältnisse zu einer Verdrängung der Personen kommt, die dort gegenwärtig tätig sind, durch Personen, die ökonomisch effizienter agieren, ist ei-

ne offene Frage. Denn die Tatsache, dass die Engagierten gegenwärtig nur sehr begrenzt in den ersten Arbeitsmarkt vermittelbar sind, verändert sich nicht unbedingt durch die Umwandlung der Maßnahmen und ehrenamtlichen Tätigkeiten in reguläre Arbeitsplätze. Eine Verdrängung etwa der Personen mit krankheitsbedingten Einschränkungen wäre nicht unwahrscheinlich, denn die attraktiven Arbeitsplätze könnten jetzt für andere Beschäftigte interessant werden, die sich mit größerer Effizienz in die Infrastrukturen einbringen könnten. Damit würde sich die Frage stellen, in welchen Strukturen die aktuell Engagierten tätig sein könnten, um die positiven Erfahrungen der Teilhabe zu machen, die ihnen mangels Beschäftigungsstelle künftig verweigert würden. Denn aus der Perspektive »from below«, um ein Konzept von Katja Jepkens, Liska Sehnert und Anne van Rießen aufzugreifen, wird Engagement als »Arbeiten an der Partizipation« verstanden, da Menschen durch zivilgesellschaftliches Engagement an ihrer gesellschaftlichen Teilhabe mitwirken.¹²

Neben der Entlohnung abhängiger Arbeit fordern van Dyk und Haubner ausdrücklich, die emanzipativen Potenziale der *Selbstorganisation* zu unterstützen.¹³ Das heißt, das Sozialstaatsprinzip sollte mit einem Emanzipationsversprechen verbunden werden. Neben dem Zugang zu Daseinsvorsorge und Infrastrukturen sollte der Staat auch die Möglichkeit zur Mitgestaltung eröffnen und die Eigentumsverhältnisse sollten kritisch in Frage gestellt werden.¹⁴ Eine Suppenküche als soziale Infrastruktur würde so zu einer »Public-Common-Partnership« werden, zur Ermöglichung kollektiv organisierter Solidarität.¹⁵ Das heutige freiwillige Engagement solle nicht gering geschätzt werden, aber die Autorinnen wollen stärker das rebellische Engagement gefördert sehen, das »unbequem und laut seine eigenen Grenzen und die Vereinnahmung als Ressource des neoliberalen Staats problematisiert – um den Weg für eine staatlich garantierte, vergesellschaftete solidarische Infrastruktur und Daseinsvorsorge zu bereiten.«¹⁶ Die Zustimmung zu einer staatlich garantierten, solidarischen und vor allem gerechten Infrastruktur – also zum Beispiel einer vom Staat finanzierten, für alle zugänglichen und für Bedürftige bezahlbaren Suppenküche – durch die Engagierten in der Suppenküche dürfte gegeben sein – schließlich fordern sie selbst für die Suppenküche mehr Geld und mehr Personal.

Dass der Weg zu diesen gerechten Infrastrukturen allerdings über ein »rebellisches Engagement« verläuft, das sich der eigenen Grenzen gewahr ist und deshalb für seine eigene Abschaffung plädiert, scheint mir unplau-

sibel. Den meisten Engagierten dürfte der Spatz in der Hand (zum Beispiel AGH oder BFD) lieber sein als die Taube auf dem Dach (künftige reguläre Beschäftigung in der sozialen Infrastruktur Suppenküche). (Eine Engagierte bezeichnet die Tatsache, dass sie den BFD in der Suppenküche machen darf, als »Sechser im Lotto«.) Die Forderung, den sogenannten zweiten Arbeitsmarkt abzuschaffen, findet gerade im neoliberalen Umfeld Gehör, da dieser nur dazu diene, durch falsche Anreize Personen von regulärer Arbeit fernzuhalten. Die Tatsache, dass manche Engagierten darauf verweisen, dass sie so »das Jobcenter in Ruhe lasse«, bestätigt diesen Aspekt zum Teil.

An welcher Stelle soll Bedürftigkeit durch den Staat kompensiert werden? Der Sozialstaat in Deutschland beantwortet diese Frage überwiegend mit einem individuellen Anspruch auf ein Existenzminimum (Hartz IV, Bürgergeld oder Sozialhilfe). Die staatliche Bereitstellung beispielsweise einer Suppenküche als einer Infrastruktur, die kostenlos Essen zur Verfügung stellt, wäre, wenn sie eine *Alternative* zum individuellen Existenzminimum darstellen sollte, dagegen paternalistisch und nicht autonomiefördernd. Die Bürgerinnen und Bürger des Sozialstaats haben soziale Rechte und sind keine Wohltätigkeitsempfänger.¹⁷ Soziale Rechte sichern ein Existenzminimum, das den Menschen in der Regel aufgrund ihrer Mitgliedschaft in einem Gemeinwesen zuerkannt wird. Sie verleihen einen Status und betonen die persönliche Freiheit und individuelle Handlungsspielräume. Diese Errungenschaft soll nicht zugunsten der Bereitstellung von Infrastrukturen, die die Bedürfnisse erfüllen, eingeschränkt werden.

Das ist aber auch nicht das Ziel der Kritikerinnen, die ja eine emanzipatorische Agenda verfolgen. Die Infrastrukturen wären daher *zusätzlich* zu einer individuellen Förderung bereitzustellen. Eine zusätzliche Finanzierung dieser Infrastruktur wurde oben bereits im Kontext der Diskussionen mit der Stadt um eine bessere Ausstattung der Suppenküche als »Doppelfinanzierung« problematisiert.

Auch auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene gibt es in Bezug auf den Sozialstaat Reziprozitätserwartungen, also »gemeinschaftlich geteilte und kollektiv realisierte Vorstellungen von Wechselseitigkeit, Angemessenheit und Fairness«, die den Maßstab für die Gewährung sozialer Rechte abgeben.¹⁸ Da der Staat selbst keine autonome Quelle von Ressourcenproduktion ist, ist er auf die Leistungskraft und -bereitschaft der Bürgerinnen und Bürger angewiesen. Das solidarische Prinzip des Sozialstaats ist zwar weithin unbestritten, doch die Zahlenden in

einem Sozialstaat erwarten, dass im Einklang mit Vorstellungen von Gegenseitigkeit (Reziprozitätsnormen) sich alle entsprechend ihren Möglichkeiten beteiligen (also sich nicht als Trittbrettfahrer betätigen), um soziale Risiken abzusichern. Daher wird grundsätzliche Arbeitswilligkeit von Empfangenden sozialer Leistungen gefordert.¹⁹ Dass diese Vorstellungen von Gerechtigkeit im Sinne von Reziprozität auch bei Gästen der Suppenküche verbreitet sind, zeigt die Kritik an ›Schnorrern‹. In Zeiten knapper Kassen wird daher besonders geschaut, ob auch diejenigen, die Unterstützung erhalten, bereit sind, einen eigenen Beitrag zu leisten. Wenn dies aufgrund der persönlichen Situation nicht über reguläre Arbeitsverhältnisse möglich ist, ist sogenannte Gemeinwohlarbeit eine Art von Kompensation. Diese hält sowohl die Zahlungsbereitschaft der arbeitenden Bevölkerung aufrecht als auch die Vorstellung der Engagierten, selbst einen Beitrag zur Gemeinschaft leisten zu können und so ein anerkannter Teil der Gesellschaft zu sein.

Angesichts von Haushaltskürzungen scheint eine zusätzliche Finanzierung sozialer Infrastrukturen in weiter Ferne zu liegen. Damit ist nicht gesagt, dass man dies nicht anstreben sollte – aber für die Frage des Beitrags von Engagement zur Demokratie in der aktuellen von Krisen gezeichneten Situation scheint dieser Lösungsweg zu lange zu dauern, insbesondere wenn man – wie es für die Demokratie als Lebensform wichtig wäre – alle Betroffenen beteiligen möchte, damit eine solche Reform auch erfolgreich ist. Schon Jane Addams argumentierte: »Die unambitionierteste Reform, die die Notwendigkeit dieses Einverständnisses anerkennt, führt zu einem langsamen, aber vernünftigen und stetigen Fortschritt, während die ehrgeizigsten Pläne und Experimente, die dies ignorieren, zum Scheitern verurteilt sind.«²⁰

Vor diesem Hintergrund kann eine Public-Common-Partnership (also eine gemeinwohlorientierte Partnerschaft zur staatlichen Finanzierung sozialer Infrastrukturen) für die Suppenküche oder andere Infrastrukturen eine motivierende Vision, aber keinen Ersatz für gegenwärtige Engagementenerfahrungen darstellen. Denn im Engagement vergewissern sich Menschen ihrer Vorstellung einer guten Gesellschaft, sie erfahren Anerkennung, bilden Netzwerke, üben sich in demokratische Prozesse ein und knüpfen Beziehungen in der Zivilgesellschaft. Freiwilliges Engagement schafft somit auch Lernräume für die Demokratie und ermöglicht es Menschen, Selbstwirksamkeit und Wertschätzung zu erfahren – auch jen-

seits des Arbeitsmarkts. Es ist somit von besonderem Wert für Menschen, die nicht in den Arbeitsmarkt integriert sind.

Resonanzerfahrungen und gutes Leben

Die von van Dyk und Haubner geforderte Umwandlung von Engagement – speziell im Kontext von AGH und BFD – in reguläre Beschäftigungsverhältnisse könnte – wie oben dargelegt – zu einer zunehmenden Ökonomisierung führen und mit Forderungen nach mehr Effizienz, Schnelligkeit und Wachstum einhergehen. In der Suppenküche ist Effizienz nicht das oberste Gebot; am Tag gibt es dort auch Leerlauf – manchmal Langeweile, viele Zigarettenpausen, Schwätzchen usw. Dem effizienzorientierten Beschleunigungs-, Wachstums- und Steigerungszwang hat der Soziologe Hartmut Rosa sein Resonanzkonzept entgegengesetzt, das beschreibt, wann Menschen sich in einer gelungenen Beziehung zur Welt befinden. Die zum Verständnis von Engagement genutzte Handlungstheorie von Joas basiert auf einem Konzept der *situierten* Kreativität. Daher ist es von zentraler Bedeutung zu verstehen, wie *Situationen* von den Akteuren wahrgenommen werden, wie sie sich selbst in der Welt erleben und sich sowohl in der materiellen Welt als auch in der Welt der Ideen und Vorstellungen über ein gutes Leben verorten. Die Soziologie der Weltbeziehungen von Hartmut Rosa versucht diese Aspekte anhand des Konzepts der Resonanz in den Blick zu nehmen, die er als einen Modus des In-der-Welt-Seins beschreibt, der durch vier Elemente gekennzeichnet ist:²¹ (1) Es braucht die Fähigkeit, von jemandem oder etwas berührt oder bewegt zu werden, eine Fähigkeit zu hören, eine Anrufung wahrzunehmen. (2) Es geht um eine Antwortfähigkeit, eine Reaktion, die dem Handelnden ein Gefühl der Selbstwirksamkeit verleiht. (3) Dieser wechselseitige Prozess des Berührtwerdens und Antwortens führt zu einer Veränderung oder Transformation der Beteiligten, man erlebt eine Resonanzerfahrung. (4) Ob und in welcher Weise diese Transformation erfolgt, bleibt aber unverfügbar, das heißt, man kann Resonanzerfahrungen nicht erzwingen, kontrollieren oder vorhersagen. Auch die Folge einer Resonanzbeziehung bleibt ergebnisoffen.²²

Menschen wünschen sich resonante Beziehungen zur Welt. Solche resonanten Beziehungen von Individuen beruhen auf einer stabilen Selbstbeziehung, die die persönliche Identität innerhalb einer narrativ entwickelten moralischen Topografie (einer moralischen Landkarte) verortet. Dies bedeutet, dass sie sich vor einem Horizont von Vorstellungen, was gut und was schlecht ist, verorten können. In diesem Prozess orientieren sich die Individuen an Vorstellungen vom guten Leben, die ihre Identität und ihre Lebensführung prägen und die sie im Laufe ihres Lebens ständig aktualisieren.²³ Dabei entwickeln sie solche Vorstellungen nie für sich alleine, sondern immer in Auseinandersetzung mit anderen. In Gemeinschaften werden diese Vorstellungen vom guten Leben im Sinne eines ›Gemeinwohls‹ interpretiert.

In einer empirischen Studie zum ehrenamtlichen Engagement von Michael Beetz, Michael Corsten, Hartmut Rosa und Torsten Winkler untersuchen die Autoren die Motive zum Engagement im Ost-West-Vergleich, ausgehend von der Prämisse, dass bürgerschaftliches Handeln für eine lebendige Demokratie von essenzieller Bedeutung ist.²⁴ Dabei beobachten sie, dass es einerseits einen sogenannten »Wir-Sinn als [...] Vermögen einer Person, sich in konkrete soziale Belange praktisch einzubeziehen«, braucht.²⁵ Dieses Vermögen, sich über das Gespür für eine bestimmte Problemlage in den betreffenden Handlungskontexten zu beteiligen, motiviert aber allein noch kein Engagement. Hinzukommen muss eine Relevanz in der Biografie einer Person, ein *konkreter* Handlungskontext.²⁶

Die spezifische Motivationsbasis (bestehend aus Wir-Sinn und biografischer Relevanz) verweist auf die Vorstellungen eines gelingenden Lebens.²⁷ Akteure wollen sich in ihrem Leben nicht schlicht treiben lassen, sondern bilden Überzeugungen aus, worin ein gelingendes Leben besteht. Diese Überzeugungen sind vor allem Resultat einer biografischen Sozialisationserfahrung, aber auch des kollektivgeschichtlichen Erfahrungshintergrunds, den insbesondere Menschen eines Kulturraums teilen. Ein wichtiger Teil der sozialmoralischen Landkarte besteht in dem Vermögen der Person, an bestimmten sozialen Kontexten praktisch teilzuhaben. Diese praktische Involviertheit legt den Menschen auch spezifische Vorstellungen von einem gelingenden Leben und sozialmoralische Orientierungen nahe.²⁸ »Diese sind nicht zuletzt ein Indikator für

die generelle Resonanzfähigkeit der Zivilgesellschaft gegenüber gesellschaftlichen Transformationsprozessen.«²⁹ Inwiefern sich verändernde Gesellschaften gelingende Resonanzbeziehungen ermöglichen, ist auch davon abhängig, dass es ein Verständnis für und eine Verständigung über die jeweiligen sozialmoralischen Landkarten gibt, also darüber, was wir als Gesellschaft gut oder schlecht finden, welche Probleme (wie Arbeitslosigkeit, Wohnungslosigkeit, Einsamkeit, Zersplitterung der Gesellschaft, Klimakrise, Krieg, Corona) uns stören und welche nicht.

Der auf den sozialmoralischen Landkarten basierende Wir-Sinn macht sensibel für Anrufungen des Alltags, für Problemlagen, von denen man sich berühren lässt, erfüllt also Bedingung (1) für eine Resonanz-erfahrung. In der Studie von Beetz et al. wird davon ausgegangen, dass Wir-Sinn und biografische Relevanz dem Engagement zeitlich vorgelagert sind. Für die Engagierten in der Suppenküche ist dies nicht der Fall. Die Suppenküche bekommt erst über die Zuweisung durch das Jobcenter eine biografische Relevanz und der Wir-Sinn entwickelt sich teilweise erst mit den gemachten Erfahrungen und im unmittelbaren Kontakt mit den konkreten Menschen und ihren Notlagen. Es handelt sich also nicht um ein lineares Kausalverhältnis (erst Wir-Sinn und biografische Relevanz, dann Engagement), sondern auch die umgekehrte Entwicklung ist möglich (aus biografisch relevanten Erfahrungen im Tun entstehen Wir-Sinn und Engagement). Tatsächlich kann der Zusammenhang besser als eine ständige und wechselseitige erfahrungsbezogene Anpassung von Wir-Sinn, Biografie und Engagement beschrieben werden. Die Tatsache, dass sich auf diese Weise durch Engagement auch die sozialmoralischen Landkarten verändern können, könnte einen Weg weisen, wie durch gemeinsames Tun auch geteilte – oder zumindest ein wechselseitiges Verständnis über – Vorstellungen eines guten Lebens in einer demokratischen Gesellschaft entstehen können und damit geteilte Wahrnehmungen von Anrufungen oder Störungen, die eine notwendige Bedingung für Resonanz-erfahrungen sind.

Selbstwirksamkeitserwartungen

Der Aspekt der Antwortfähigkeit (2) in Resonanz-erfahrungen verweist auf Selbstwirksamkeit. Das Leben gelingt laut Rosa nicht per se dann, wenn wir reich an Ressourcen und Optionen sind, sondern wenn eine vibrieren-

de, resonante Beziehung zwischen uns und der Welt entsteht, wobei diese unter anderem gebildet wird durch Selbstwirksamkeitserwartungen.³⁰ Diese wiederum korrelieren mit der Erfahrung von sozialer Anerkennung. Im Jahr 1977 hat der kanadische Psychologe Albert Bandura das Konzept der Selbstwirksamkeit entwickelt.³¹ Die wesentliche Idee ist, dass es für die menschliche Handlungs- und Lernfähigkeit, aber auch für das Eingehen und Aufrechterhalten sozialer Beziehungen sowie für die Lebenszufriedenheit darauf ankommt, dass Menschen sich zutrauen, Herausforderungen zu meistern, auf die Umwelt Einfluss zu nehmen und damit planvoll etwas bewirken zu können.³²

»Die Menschen schreiben ihrem eigenen Handeln kausale Wirkmacht zu. Für das Verständnis ihres Verhaltens ist nichts wichtiger und durchschlagender als die Überzeugungen, die Akteure bezüglich ihrer Fähigkeit haben, ihre eigenen Handlungen und deren Effekte auf die Umwelt sowie die relevanten Umweltereignisse selbst zu kontrollieren. Wirksamkeitserwartungen beeinflussen daher, wie Menschen denken, wie sie fühlen, wie sie sich motivieren und wie sie handeln.«³³

Menschen unterscheiden sich im Ausmaß, in dem sie sich zutrauen, Aufgaben zu erfüllen, Herausforderungen zu meistern und Ziele zu verwirklichen. Hohe Selbstwirksamkeitserwartungen wirken sich nach den vorliegenden Forschungsergebnissen positiv auf das Sozialverhalten, auf Lernerfolge, auf den Gesundheitszustand und die Lebenszufriedenheit insgesamt aus. Bei niedrigen Selbstwirksamkeitserwartungen hingegen lassen sich die entsprechenden negativen Effekte beobachten, darunter insbesondere ein vermehrter Rückzug ins Privatleben, verminderte Engagementbereitschaft und wachsende Unzufriedenheit.³⁴ Selbstwirksamkeitserwartungen sind selbstverstärkend, denn wenn man erwartet, etwas zu schaffen, lässt man nicht so schnell nach und erreicht das Ziel mit höherer Wahrscheinlichkeit, was die Selbstwirksamkeitserwartung wieder steigert. Rosa interpretiert die Forschungsergebnisse zu Selbstwirksamkeitserwartungen resonanztheoretisch. Demnach »steigt das intrinsische Interesse an einem Weltausschnitt oder Tätigkeitsbereich nicht mit dem Erfolg oder der ›Belohnung‹ für ein Engagement, sondern mit der Erfahrung, selbst etwas bewirken, Welt erreichen zu können. Nicht die bewirkten Ergebnisse sind das Entscheidende, sondern die Erfahrung der sich im Prozess ergebenden Wechselwirkung.«³⁵ In diesem Zusammenhang weist die Studie von Beetz et al. auf einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Engagement in Ost und West hin,

nämlich dass »bei den Ostdeutschen die Praxisorientierung, bei den Altbundesdeutschen dagegen die Positionsorientierung überwiegt.«³⁶ Während man in Westdeutschland bereits Befriedigung aus der Wahrnehmung von Möglichkeiten der Einflussnahme und der Stellungnahme zieht, stellt man sich in Ostdeutschland praktischen Herausforderungen und versucht sich handelnd ›Resonanzöasen‹ zu erschließen.³⁷

Auch Steffen Mau verweist auf die Bedeutung von Selbstwirksamkeitserfahrungen und nennt Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland.

»An dieser Stelle kommen die sozialstrukturellen Ungleichgewichte zwischen den Landesteilen zum Tragen: Politische Wut, so haben es auch meine eigenen Untersuchungen ergeben, ist weniger ein Gefühl der besseren, sondern der subalternen (einkommensschwachen, bildungsarmen etc.) Lagen, in denen Menschen oft nur geringe soziale und politische Gestaltungsmöglichkeiten haben und nur wenige positive Selbstwirksamkeitserfahrungen machen.«³⁸

Selbstwirksamkeit wird in den Aussagen der Engagierten in der Suppenküche vielfach thematisiert. Die im Engagement gemachten Erfahrungen sind ganz offensichtlich zentral und mit positiven Emotionen verbunden. Sie bestätigen, dass die Engagierten sich als wirksam in der Welt erfahren, und werden durch externe Anerkennung verstärkt.

In den Worten einer ehemaligen Mitarbeiterin der Suppenküche klingt Resonanzenerfahrung – bestehend aus Anrufungen wahrnehmen und wirksam darauf reagieren – wie folgt: »Sei Mensch, sei da, werde gesehen, sehe andere, du wirst auch gesehen – darum ging es letztendlich, ne?«

Selbstwirksamkeitserwartungen hat man aber nicht nur individuell. Vielmehr machen Menschen im gemeinsamen Handeln nicht nur die Erfahrung sozialer Resonanzbeziehungen, in denen sie sich wechselseitig erreichen, antworten und bestärken, sondern sie erleben auch ihre Fähigkeit, etwas gemeinsam erreichen und bewegen zu können, mithin also weltwirksam zu sein. Diese Erfahrung ist für die Demokratie als Lebensform zentral, denn nur, wenn die Menschen das Gefühl haben, wirksam in dieser Lebensform mitgestalten zu können, entstehen resonante Beziehungen zur Demokratie.

»Dazu passen Studienergebnisse aus Ostdeutschland, die zeigen, dass Menschen, die in ihrem beruflichen Umfeld – etwa über Betriebsräte – Dinge beeinflussen können, weit seltener antidemokratischen und rechtsextremen Einstellungen zuneigen als Arbeitnehmer, die sich fremdbestimmt und politisch machtlos fühlen.«³⁹

Dabei muss stets mit dem Unverfügbaren, Überraschenden, Nichtbeherrschbaren und Widerständigen gerechnet werden, das eine lebendige Demokratie auszeichnet. Widerständigkeit kann sich auch in verbalen Anfeindungen, Drohgebärden und Hassreden politischer Gegner äußern, die die Demokratie anstrengend machen und teilweise Menschen dazu bewegen, sich nach negativen Erfahrungen aus einer aktiven Rolle in der Demokratie zurückzuziehen, wie das teilweise bei Lokalpolitikerinnen und -politikern im Osten Deutschlands beobachtet werden kann.

»Die Mitmachbereitschaft der stillen Mitte hängt [...] von Erfahrungen des gemeinsamen Gestaltens und der Selbstwirksamkeit ab, letztlich von einem Gelingenserleben.«⁴⁰

Resonanzverfahren im Engagement gemeinsam mit anderen können also dazu beitragen, die Mitmachbereitschaft und damit ein positives Verhältnis zur Demokratie emotional zu verstärken. Allerdings kann Engagement nicht garantieren, dass es zu solchen demokratieverstärkenden Tendenzen auch kommt. Kritiker der Resonanztheorie haben eingewandt, dass man auch in völkischen, demokratiefeindlichen Gruppen Resonanzverfahren machen kann – das verstärkte Engagement von rechtsradikalen Gruppierungen im ländlichen Raum in Ostdeutschland scheint dies zu bestätigen. Es spielt eine große Rolle, ob das Ziel, die Vision, mit der das Engagement verknüpft wird, auch in Übereinstimmung mit den universalistischen Zielen der Demokratie steht und in eine allgemeine Vorstellung des guten Lebens eingeordnet werden kann. Dies ist beispielsweise mit dem christlichen Leitbild der Organisation, in die die Suppenküche eingebunden ist, gegeben.

Letztlich bleiben Resonanzverfahren sowohl auf individueller wie auf sozialer Ebene unverfügbar – man kann sie nicht erzwingen. Was man jedoch tun kann, ist die institutionellen Bedingungen für die Wahrscheinlichkeit solcher Erfahrungen zu verbessern, mithin also soziale Resonanzräume zu schaffen. Das Engagement in der Suppenküche kann eine Gelegenheit für einen solchen Resonanzraum darstellen, für Selbstwirksamkeitserfahrungen – die Rückmeldungen der Engagierten belegen dies. Ob damit auch jeweils die Verbindung zur Demokratie gestärkt wird, soll im folgenden Abschnitt genauer dargestellt werden.

Vom Geben und Nehmen in der Demokratie

Nachdem Engagement als tätiges Handeln verstanden wurde, das neben der Realisierung von nützlichen Vorteilen und normativen Geboten auch im Tun selbst Erfahrungen ermöglicht, die für die Entwicklung des Selbst und von Vorstellungen für ein gutes Leben von Bedeutung sind, wurde dieser Prozess mithilfe des Konzepts der Resonanz näher betrachtet und speziell der Aspekt der Selbstwirksamkeit im Engagement herausgearbeitet. Zum Schluss soll genauer untersucht werden, wie sich dies mit den Vorstellungen von Demokratie verknüpft. Dafür möchte ich auf das Demokratie-Konzept von John Dewey, insbesondere in der Weiterentwicklung von Jane Addams, zurückkommen, das in den Erfahrungen der Menschen verankert ist.⁴¹

Jane Addams' »sympathetic understanding«

»Für Demokratie braucht es bei Addams [...] die Auseinandersetzung und Begegnung mit anderen Standpunkten und die Entwicklung von gegenseitigem Verständnis und Mitgefühl füreinander.«⁴² Die Brücke zwischen dem demokratischen Ideal, das individuelle Freiheit und Gemeinwohl verbindet und von Addams soziale integrale Demokratie genannt wird (siehe Kapitel 2), und den konkreten Erfahrungen bildet das »sympathetic understanding« (empathisches Verstehen).⁴³ Für Addams ist dieses *sympathetic understanding* als Verknüpfung von Analyse und Interpretation die einzige Weise, menschliche Probleme anzugehen, da man diese nicht allein mit quantitativen Statistiken untersuchen kann.⁴⁴ *Sympathetic understanding* erfüllt fünf miteinander verbundene und aufeinander aufbauende Funktionen.

»(1) Erweiterung der eigenen Erfahrung durch Auseinandersetzung mit einem unvertrauten Gegenüber, (2) Wahrnehmung verschiedener Standpunkte, (3) Aufbau neuer Beziehungen mit anderen durch Verstehen der Perspektive des Gegenübers, (4) Motivation zum gemeinsamen Handeln mit anderen, (5) Grundlegung der Basis für Fortschritt gemäß dem demokratischen Ideal.«⁴⁵

Anhand der Rückmeldungen der Engagierten in der Suppenküche kann man festhalten, dass durch die Tätigkeit dort eine Erweiterung der Erfahrungen durch Auseinandersetzung mit anderen stattfindet und verschie-

dene Standpunkte (auch in politischer Hinsicht) wahrgenommen werden. Inwiefern tatsächlich gelingende Beziehungen durch das Verstehen der Perspektive des Gegenübers entstehen, ist nicht immer klar, aber in einer Reihe von Einzelaussagen lassen sich durchaus solche Lernprozesse feststellen. Für diejenigen, die positive Beziehungen entwickeln und sich im Team und in der Arbeit gut angenommen fühlen, entwickelt sich die Motivation zum gemeinsamen Handeln mit anderen, die über reine Nutzenüberlegungen hinausreicht, weshalb sie auch nach Auslaufen von Maßnahmen oder BFD ihr Engagement fortsetzen möchten. Damit wäre im Konzept von Addams die Basis für einen Fortschritt gemäß dem demokratischen Ideal gegeben, aber keinesfalls gesichert.

Addams zieht aus ihrer Analyse zwei Schlussfolgerungen, nämlich einmal die Pflicht, sich in Situationen zu bringen, die einen mit Neuem konfrontieren, um neue Erfahrungen zu machen, und zweitens die Notwendigkeit, die Erfahrung von nicht-gewalttätiger Kooperation zu erproben.⁴⁶ Die Zusammenarbeit muss dabei mehr als reine Arbeitsteilung sein, sie muss auch ein gemeinsames Ziel beinhalten.⁴⁷ *Sympathetic understanding* ist also mehr als eine Haltung, es übersetzt sich in Handlungen und kann als eine Kompetenz beschrieben werden.⁴⁸ Es geht also um die Anerkennung von Pluralität und Differenz (»respect for variation«⁴⁹) auf der einen Seite und um das Anstreben einer Einheit von Theorie und Praxis im Handeln auf der anderen. Die Zusammenarbeit mit anderen und die Übernahme von Verantwortung füreinander sind laut Addams wesentliche Grundlagen für die Ausbildung von Toleranz und Frieden.⁵⁰ Angestrebt wird dabei ein Fortschritt unter Beteiligung *aller* Betroffenen, wobei nie ein Endzustand erreicht werden kann, sondern erreichte Ergebnisse immer wieder neu an die Erfahrungen der Menschen zurückgebunden werden müssen. Dafür bedarf es spezieller Beziehungen, die auf dem Verhältnis von Differenz und Einheit basieren (*transactional relationships*).⁵¹ Will man soziale Probleme lösen und das Zusammenleben in der Gesellschaft verbessern, muss man Bedingungen für solche reziproken sozialen Beziehungen schaffen, die nicht auf einer solidarischen Einheit aufgrund von Ähnlichkeit beruhen, sondern auf dem Respekt von Vielfalt.⁵² Diese Beziehungen zeichnen sich also durch eine Wechselseitigkeit von Geben und Nehmen sowie gegenseitige Achtung aus.⁵³ Sie gehen insofern über die von Rosa beschriebenen Resonanzbeziehungen hinaus, da sie mit dem Respekt von Vielfalt und gegenseitiger Achtung konkrete Bedingungen für gelingende Beziehungen in der Demokratie formulieren.

Gabebeziehungen

Beziehungen, die nicht nach dem Muster einer direkten Reziprozität gestaltet sind (wie beim ökonomischen Tausch, etwa beim Einkaufen – ich gebe Geld und erhalte Ware und damit ist die Beziehung auch schon wieder beendet), sondern als Gabebeziehungen funktionieren, sind in der Ethnologie und Soziologie vielfach untersucht worden.⁵⁴ Im Rahmen von Gabebeziehungen gebe ich zum Beispiel ein Geburtstagsgeschenk, ohne zu wissen, ob ich im Gegenzug auch einmal ein Geschenk erhalten werde. Sofort nach Erhalt eines solchen Geschenks den Geldbeutel zu zücken und den Wert des Geschenks zurückzugeben, würde die Beziehung zerstören. Vielmehr besteht die Beziehung gerade aufgrund des vertrauensvoll gegebenen Geschenks weiter, insbesondere wenn man beim eigenen Geburtstag selbst auch ein Geschenk erhält und sich so die Beziehung fortsetzt. Die Gaben bewirken, dass man sich beim anderen in einer Schuld befindet. Sie konstituieren auf diese Weise Beziehungen, die auf Vertrauen beruhen, da man nie sicher sein kann, dass der andere (oder die Gemeinschaft als Ganze) die Gabe beantwortet.

Auch Arbeitsbeziehungen sind auf diese Weise als generalisierte reziproke Sozialbeziehungen beschrieben worden, die über ein ökonomisches Tauschverhältnis hinausgehen, da man in der Regel die genauen Arbeitsleistungen nicht bestimmen kann und darauf vertrauen muss, dass der Arbeitnehmer sich mit seinen Ideen und seiner Energie einbringt. Außerdem verbringen Beschäftigte in den sie beschäftigenden Organisationen einen großen Teil ihrer Lebenszeit, so dass diese Organisationen zur Lebenswelt werden, in der man interaktive Erfahrungen macht, Anerkennung und Missachtung erfährt und über die Zugehörigkeit auch Sozialprestige außerhalb des Unternehmens bekommt.⁵⁵ Die Anerkennung in Arbeitsbeziehungen, die sich auf Leistung und Erfolg stützt, ist nur für diejenigen erreichbar, die als besonders leistungsfähig und erfolgreich gelten und sich auf dem ersten Arbeitsmarkt durchsetzen können.

Daneben gibt es Formen der Anerkennung »als *Zuwendung* im Sinne von ernst zu nehmender Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme« sowie als rechtliche Anerkennung als Bürger.⁵⁶ In der Suppenküche wird die leistungsbezogene Anerkennung, die sich insbesondere in einer Entlohnung ausdrückt, nur den hauptamtlich Beschäftigten zuteil. Die Einbindung in Maßnahmen des Jobcenters sowie das Angebot des BFD können als For-

men der Anerkennung als Bürgerinnen und Bürger betrachtet werden, die aber durch die starke Betonung damit verbundener Pflichten häufig nicht als Anerkennung wahrgenommen werden. Dafür stellt die Zuwendung im Sinne von Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme, die Engagierte in der Suppenküche erfahren, eine wichtige Form der Anerkennung dar, die sie in privaten Beziehungen zum Teil vermissen.

Auch auf den Bereich ehrenamtlichen Engagements ist das Konzept des Gabentauschs angewendet worden, da das Engagement als eine Zeitspende eigener Lebenszeit interpretiert werden kann.⁵⁷ Durch das Engagement entstehen Beziehungen zu den Gästen, die sich (teilweise) in Dankbarkeit ausdrücken, was von den Engagierten positiv festgehalten wird. Vielleicht beginnt aber der Gabentausch schon vorher, wenn Neue in das Team aufgenommen werden und man ihnen einen Vorschuss an Vertrauen und Freundlichkeit schenkt. Wenn jemand von dem Team in besonders freundlicher Weise aufgenommen wurde, will er oder sie dem Team und der Organisation auch etwas zurückgeben, engagiert sich und bringt sich in das Team ein, so dass sich mittelfristig Netzwerke miteinander verbundener Menschen im Team, aber auch mit den Gästen bilden. Für die Frage des gesellschaftlichen Zusammenhalts scheint dieser Aspekt des wechselseitigen Gebens und Nehmens von besonderer Bedeutung.

Jane Addams hat mit ihrer Arbeit in dem von ihr mitbegründeten Hull House in Chicago⁵⁸ nicht nur Bedürftigen geholfen; damit ging auch eine Kritik des damaligen Wohlfahrtssystems einher. Der scheinbare Gegensatz von Hilfe für konkrete Probleme Einzelner und Reform gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse, wie er etwa von van Dyk und Haubner konstatiert wird, wird bei ihr vermittelt.⁵⁹

»Unmittelbare individuelle Hilfe, lokales Engagement haben ihren Eigenwert, bilden aber zugleich die Basis für Aktivitäten in jenen gesellschaftlichen Bereichen, wo Leiden produziert wird und wo sich, wenn auch beschränkt, zugleich Möglichkeiten zu ihrer kollektiven Veränderung identifizieren lassen.«⁶⁰

Hilfe und Reform (*sympathetic understanding* und Kritik) sind somit aufeinander bezogen und implizieren eine Kritik von Machtstrukturen, die Menschen in ihrer Entwicklung behindern. Neben der Kritik an Machtstrukturen ist es Aufgabe einer demokratischen Gesellschaft, transformative Macht (*power of association*) zu unterstützen.⁶¹ Allerdings darf diese transformative Macht von Gemeinschaften nicht ausschließlich auf Gruppeninteressen gerichtet sein, sondern muss sich auch auf das Ziel

der sozialen integralen Demokratie beziehen, wie Addams anhand von Gangs in Chicago deutlich macht, die nationalistische Tendenzen befördern. Ein ähnliches Phänomen wurde bezüglich der Unterwanderung von Vereinen in Ostdeutschland durch rechtsradikale Gruppierungen oben bereits benannt.

Soziale Probleme wie Arbeitslosigkeit, Ausschluss oder Vereinsamung stellen Anknüpfungspunkte dar, um Institutionen, Gewohnheiten und Normen in Frage zu stellen, zu kritisieren und zu verändern.⁶² Neben der Hinwendung zur Lebenswelt der Menschen eröffnet die Einbettung in den größeren normativen Zusammenhang der sozialen integralen Demokratie nach Dewey und Addams als einer realistischen (da von tatsächlichen Gegebenheiten und Erfahrungen der Menschen ausgehenden) Utopie die Möglichkeit der kreativen Thematisierung und Kritik gesamtgesellschaftlicher Aspekte.⁶³ Die Strategie von Addams zielt auf *Hilfe und Schutz für die Betroffenen* durch die Schaffung von Beziehungen im gemeinsamen Tun, auf eine öffentliche Aufmerksamkeit und *Thematisierung des sozialen Problems* durch die Beschäftigung mit seinen Ursprüngen und Bedingungen und schließlich auf die *Veränderung gesetzlicher und institutioneller Rahmenbedingungen* unter anderem durch Imagination und die Bereitstellung von Narrativen, die Wandel motivieren.⁶⁴ Sie bleibt also nicht bei der konkreten Hilfe stehen, die den Ausgangspunkt des Handelns darstellt, sondern will die Probleme auch in der demokratischen Öffentlichkeit thematisieren und schließlich durch politisch-administrative Maßnahmen beheben.

Bezogen auf die Arbeit in der Suppenküche bedeutet dies, dass es nicht ausreicht, Hilfe für Bedürftige quasi als Symptombehandlung zu organisieren; genauso wichtig ist es, den gesamtgesellschaftlichen Rahmen zu betrachten und den Betroffenen die Gelegenheit zu geben, sich selbst zu ermächtigen, so dass nicht nur *für* sie, sondern *mit* ihnen gehandelt wird. Selbstwirksamkeitserfahrungen im Engagement können hierfür ein wichtiger Mechanismus sein. Das Ideal der Demokratie wird dabei auf mehreren Ebenen wichtig: als Zielperspektive für die Gesellschaft, als Kriterium für die Arbeitsweise und Öffentlichkeitsarbeit der Organisation und im konkreten Miteinander der Engagierten. Die persönlichen Erfahrungen, die das *sympathetic understanding* ermöglichen, schaffen die Grundlage für die Herausbildung von Narrativen und Einstellungen, die für das Ideal der Demokratie erforderlich sind.⁶⁵

Entsprechend den Forderungen von Addams muss die Gesellschaft zur Förderung der Demokratie als Lebensform Orte schaffen, an denen sich unterschiedliche Menschen begegnen, sich mit Neuem konfrontieren, neue Erfahrungen machen – und wo auch benachteiligte Menschen an der Gemeinschaft partizipieren können.⁶⁶ Der Vorschlag etwa, die Suppenküche für Lesungen und Konzerte zu öffnen, um solche Begegnungen zwischen Gästen der Suppenküche und Personen, die normalerweise nicht in die Suppenküche kommen, zu ermöglichen, ist ein Beispiel dafür. Darüber hinaus fordert sie, Möglichkeiten bereitzustellen, um Formen nicht-gewalttätiger Kooperation zu erproben. Engagement in der Suppenküche ist eine solche Form der Kooperation, die jenseits einer reinen Hilfe auch Selbstwirksamkeit und Kritik ermöglicht und somit einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Demokratie als Lebensform leisten kann. Dabei ist darauf zu achten, dass auch auf der Ebene der Arbeitsweise und Organisationsform die Anforderungen an Offenheit für Diversität, Aufmerksamkeit,⁶⁷ Respekt und Mitsprache erfüllt werden. Hier sind ständige Weiterentwicklungen und kritische Hinterfragung des Erreichten erforderlich.

6. Wider die Resignation – Was wir tun können

Steffen Mau schlägt zur Wiederbelebung der Demokratie für Ostdeutschland ein Labor der Partizipation vor, um einerseits den Transfer von Interessen zu organisieren und andererseits Erfahrungen politischer Selbstwirksamkeit zu ermöglichen. Hierzu zählt er insbesondere die Einführung oder Stärkung von Bürgerräten, also von deliberativen Foren, in denen unterschiedliche Gruppen per Losverfahren repräsentiert sind. Auf diese Weise sollen Perspektiven verschränkt und eigene Standpunkte reflektiert und relativiert werden – in der Hoffnung, dass sich das bessere Argument durchsetzt. Diesen sehr bedenkenswerten Vorschlag zur Belebung der politischen Kultur durch Partizipation will ich hier nicht weiterverfolgen.

Angesichts von Unzufriedenheit, Protest und Radikalisierung hat Mau – jenseits der von ihm vorgeschlagenen Bürgerräte – »neue Formen der Institutionalisierung und Repräsentation von Interessen und der demokratischen Konsensfindung« im Sinne von »Ertüchtigungsmaßnahmen der Demokratie – zur Abwehr von Allmählichkeitsschäden« gefordert.¹ (Den treffenden Begriff der Allmählichkeitsschäden entnimmt er der Versicherungswirtschaft, die damit Schäden bezeichnet, die über einen längeren Zeitraum unbemerkt entstehen und sich schleichend zu einem großen Problem auswachsen, das dann nur noch mit erheblichem Aufwand beseitigt werden kann.²)

Das Engagement in einer Suppenküche – oder allgemein formuliert: die Ermöglichung der Teilhabe und Mitwirkung an der Bearbeitung gesellschaftlicher Probleme für sozial benachteiligte Menschen – stellt nach meiner Einschätzung eine solche Ertüchtigungsmaßnahme der Demokratie dar, wenn man Demokratie im pragmatistischen Sinne als Lebensform versteht, die durch die Akzeptanz von Diversität und das Interesse

an der gemeinsamen Bearbeitung von sozialen Problemen geprägt ist. Das Hören der Stimmen von sozial benachteiligten Menschen, die Unterstützung ihres Engagements und ihrer Selbstwirksamkeitserfahrungen durch entsprechende Regelungen und institutionelle Arrangements sowie die Stärkung von Organisationen, die sich diesen Zielen verschreiben, können Beiträge leisten zu ›Ertüchtigungsmaßnahmen der Demokratie‹.

Doch diese Erkenntnis ist selbst noch kein Beitrag zur Ertüchtigung der Demokratie, vielmehr muss sie auch mit Vorschlägen verknüpft werden, wie die hier erarbeiteten Ergebnisse zu konkreten Ertüchtigungsmaßnahmen der Demokratie werden können. Die folgenden Vorschläge wollen weder einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, noch können sie vollständig empirisch belegt werden, vielmehr müssen sie in den biografischen Situationen der Lesenden Resonanz erzeugen, und ob dies der Fall ist, bleibt, wie oben dargestellt, unverfügbar. Schon gar nicht erheben die Vorschläge den Anspruch, ›Weltrettungspotential‹ zu haben.³ Sie sollen vielmehr Anregungen liefern, damit die dargelegten Überlegungen nicht auf der Ebene grauer Theorie bleiben. Was kann also angesichts der oben entwickelten Argumente jeder und jede Einzelne, was können Organisationen, die sich mit Engagement beschäftigen, was kann unser Staat tun, um zur Ertüchtigung der Demokratie beizutragen?

*Sich fremden oder neuen Situationen aussetzen, andere wahrnehmen, respektvoll
zuhören*

Im Urlaub nehmen wir gerne neue Situationen wahr, freuen uns auf etwas anderes, auf neue Eindrücke. Aber diese kann man auch in der Heimat finden, zum Beispiel beim Besuch einer Moschee am 3. Oktober, wenn in ganz Deutschland der Tag der offenen Moschee stattfindet, oder einer Kirche, die als offene Kirche einen Platz zum Ausruhen anbietet, oder beim Besuch eines Stadtteilstreffes im Nachbarstadtteil oder als Gastgeber bzw. Gastgeberin für ausländische Schülerinnen und Schüler, die für eine begrenzte Zeit nach Deutschland kommen, oder beim Engagement in einem Städtepartnerschaftsverein oder in einer Organisation für Flüchtlingshilfe oder oder oder. Entscheidend ist eine Haltung der Offenheit, des respektvollen Zuhörenwollens, die uns offen machen kann für Resonanz Erfahrungen in Begegnungen, die Menschen verändern.

*Innerhalb von Vereinen, Organisationen und Gruppen für Offenheit und die
Ermöglichung von Teilhabe sozial benachteiligter Menschen werben*

Viele Menschen sind bereits Mitglied in einem Verein, einer Vereinigung, einer Gruppe (man geht davon aus, dass ca. ein Drittel der deutschen Bevölkerung in einem Verein oder einer anderen Organisation Mitglied ist).⁴ Manchmal sind solche Organisationen blind für die eigenen Beschränkungen und Abgrenzungen, die sich im Laufe der Zeit eingeschlichen haben und zur Gewohnheit geworden sind (›das haben wir schon immer so gemacht‹). Hier scheint es sinnvoll, immer mal wieder – beispielsweise bei Jubiläen oder Jahresfeiern – über die Mission, den Sinn der Organisation und über die Vereinbarkeit mit den Zielen der Demokratie als Lebensform nachzudenken (haben alle Kinder im Stadtteil oder im Dorf prinzipiell die Möglichkeit, beim Fußballtraining mitzumachen, oder gibt es sprachliche Hürden oder die Verpflichtung, teure Trainingskleidung anzuschaffen, oder andere Mechanismen, die für Ausschluss sorgen?).

Sich selbst engagieren, andere zum Mitmachen animieren

Sich selbst einbringen kann sehr befriedigend sein. Man lernt Neues kennen, erfährt Anerkennung, Gemeinschaft und Freude im Tun. Viele Menschen mussten im Zuge von Corona Aktivitäten in Gruppen und Vereinen reduzieren und haben sich in einer neuen Routine eingerichtet. Vereine und Organisationen beklagen, dass das Engagement vor Corona höher war. Das ist nicht verwunderlich. Corona war eine Störung, die zur kreativen Anpassung des Handelns gezwungen hat, und diese neue Handlungsweise ohne das bisherige Engagement ist zur Routine geworden. Man muss sich in dieser neuen Routine erneut stören lassen, auch wenn man befürchtet, dass man diese zusätzliche Aktivität nicht auch noch übernehmen kann. Im Tun stellt sich nämlich häufig heraus, dass man daraus wieder neue ›soziale Energie‹ schöpft, wie Hartmut Rosa es formuliert hat.⁵

Organisationen unterstützen, die selbstwirksames Engagement und Teilhabe gerade von benachteiligten Menschen ermöglichen

Zivilgesellschaftliches Engagement wird durch vielerlei Maßnahmen gefördert und unterstützt, auch von staatlicher Seite. Trotzdem ist die Beteiligung sozial benachteiligter Menschen im Engagement unterentwickelt. Daher ist es besonders wichtig, die Organisationen und Orte zu unterstützen, die gerade sozial benachteiligten Menschen Gelegenheiten zum Engagement eröffnen. Die Förderung solcher Organisationen kann auf vielerlei Weise erfolgen, durch Mitgliedschaft, ehrenamtliches Engagement, Spenden oder die Unterstützung von Initiativen oder Parteien, die sich für institutionelle und rechtliche Förderung solcher Organisationen einsetzen. Organisationen und Vereine, die das Ideal einer sozial integralen Demokratie ablehnen und stattdessen nationalistische, antisemitische oder rassistische Zielsetzungen verfolgen, sollte die Unterstützung entzogen werden, denn eine solche Agenda trägt nicht zu einem demokratischen Fortschritt und zur Ertüchtigung der Demokratie bei.

In Organisationen die Anforderungen für eine soziale und integrale Demokratie umsetzen

Organisationen müssen nicht nur offen sein für Menschen, die aufgrund eines Engagementanlasses dort auftauchen, sie müssen auch eine Kultur entwickeln, die die Motivation für das Engagement zu entwickeln ermöglicht – sowohl in Bezug auf Nutzen als auch auf Sinn und Wert im Tun selbst. Die Entwicklung einer Willkommenskultur, die Ermöglichung von Partizipation und Mitsprache, die Realisierung einer Anerkennungskultur, die Beachtung von Fairnessregeln in der Organisation, eine gewisse Leichtigkeit, die Freude und Spaß am Tun ermöglicht, sowie eine Kultur der Fehlerfreundlichkeit, die Vertrauen und die Übertragung von Verantwortung erleichtert, sind Elemente, die sich als wichtige Aspekte für Organisationen herausgestellt haben.⁶ Darüber hinaus müssen Leitbilder von Organisationen mit den Zielen der Demokratie vereinbar sein, und Organisationen müssen sich diesbezüglich auch kritisch hinterfragen lassen.⁷

Realistische Utopien zu entwickeln, klingt wie ein Selbstwiderspruch. Doch im Sinne von Jane Addams ist damit gemeint, keine abstrakten Utopien einer bestmöglichen Welt zu entwerfen, sondern ausgehend von unseren konkreten Lebenswelten Utopien als Erzählungen einer besseren Welt zu entwickeln, die ein kritisches Potenzial gegenüber dem Status quo entfalten. Gerade im bürgerschaftlichen Engagement ist eine solche Kritik am Bestehenden möglich. Solche Visionen sind wichtig als Motivatoren. Die Kunst des kreativen Imaginierens kann neue Pfade eröffnen für das gesellschaftliche Zusammenleben. Kunst und Kultur, Musik und Feste, Theater und Geschichten sind dabei Medien, die unsere Kreativität anregen und ihr Ausdruck verleihen können, gerade wenn Laien die Möglichkeit haben, sich selbst kreativ zu erproben. Als Leitlinie für die Entwicklung realistischer Utopien könnte beispielsweise die Formulierung von Paul Ricœur dienen, eine Ausrichtung auf das gute Leben mit Anderen und für sie in gerechten Institutionen anzustreben.⁸

Engagement kann eine von vielen Ertüchtigungsmaßnahmen – wenn nicht sogar ein Motor – für die Demokratie sein, wenn Offenheit und Respekt für Pluralität einerseits und gemeinsames Handeln im Sinne einer sozialen integralen Demokratie andererseits umgesetzt werden. Engagement ist dabei nicht nur wertvoll für die Gesellschaft, die von den ehrenamtlich erbrachten Leistungen profitiert, sondern auch für die engagiert Tätigen selbst, für die es Teil ihres Lebens und ihrer Identität wird, auch weil es ihnen ermöglicht, ihren Vorstellungen eines guten Lebens und einer guten Gesellschaft einen konkreten, handgreiflichen Ausdruck zu verleihen. Unsere Demokratie lebt davon, dass solche Vorstellungen lebendig bleiben als reale Utopien. Diese können zu Kritik und zum Handeln motivieren und – bei allen zu respektierenden Differenzen – eine reformerische Vorstellung gemeinsamen Lebens in unserer Welt bieten.

Literatur

- Addams, Jane, *Democracy and Social Ethics*, New York / London 1905.
- Addams, Jane, *Peace and Bread in Time of War*, Urbana/Chicago 2002 [1922].
- Addams, Jane, »A Function of the Social Settlement« (1899), in: dies., *On Education*, hg. von Ellen Condliffe Lagemann, New York / London 1994, S. 74–97.
- Addams, Jane, »Educations Methods« (1902), in: dies., *On Education*, S. 98–119.
- Addams, Jane, »Recreation as a Public Function in Urban Communities« (1912), in: dies., *On Education*, S. 186–191.
- Adloff, Frank / Steffen Mau (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt am Main 2005.
- Adloff, Frank / Steffen Sigmund, »Die gift economy moderner Gesellschaften. Zur Soziologie der Philanthropie«, in: Adloff / Mau (Hg.), *Vom Geben und Nehmen*, S. 211–235.
- Backhaus-Maul, Holger, *Engagement – eine überraschend wenig erforschte Handlungspraxis gesellschaftlichen Zusammenhalts*, Forschungsinstitut gesellschaftlicher Zusammenhalt, 16.01.2024, online: <https://fgzrisc.hypotheses.org/4553> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- Backhaus-Maul, Holger / Rudolf Speth, *Bürgerschaftliches Engagement und zivilgesellschaftliche Organisationen in Deutschland*, in: Bundeszentrale für politische Bildung, 16.11.2020, online: <https://www.bpb.de/themen/deutsche-einheit/lange-wege-der-deutschen-einheit/47178/buergerschaftliches-engagement-und-zivilgesellschaftliche-organisationen-in-deutschland/> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- Bandura, Albert, »Self-Efficacy. Toward a Unifying Theory of Behavioral Change«, in: *Psychological Review* 84 (1977), S. 191–215.
- Bandura, Albert., »Self-Efficacy Mechanism in Human Agency«, in: *American Psychologist. Journal of the American Psychological Association* 37 (1982), S. 122–147.
- Bandura, Albert, »Perceived Self-Efficacy in Cognitive Development and Functioning«, in: *Educational Psychologist* 28 (1993), S. 117–148.
- Beetz, Michael / Michael Corsten / Hartmut Rosa / Torsten Winkler, *Was bewegt Deutschland? Sozialmoralische Landkarten engagierter und distanzierter Bürger in Ost- und Westdeutschland*, Weinheim 2014.

- Bellah, Robert / Richard Madsen / William M. Sullivan / Ann Swidler / Steven M. Tipton, *The Good Society*, New York 1992.
- Boemke, Laura / Silke van Dyk / Tine Haubner, »Freiwilligenarbeit als Ressource. Die Indienstnahme von Engagement und die subjektiven Perspektiven der Engagierten«, *WSI Mitteilungen* 74.6 (2021), S. 374–384.
- Böhnke, Petra / Olaf Groh-Samberg / Corinna Kleinert, »Folgen sozialer Ungleichheit«, *Informationen zur politischen Bildung*, Nr. 354/2023, online: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/soziale-ungleichheit-354/520847/folgen-sozialer-ungleichheit/> (zuletzt abgerufen am 04.09.2024).
- Bundesministerium des Innern und für Heimat, *Ehrenamt – Motor der Demokratie*, online: <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/buergerschaftliches-engagement/buergerschaftliches-engagement-node.html;jsessionid=34D8EE31803D8D44C2B5A208674CCFA8.live881> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, *Der Deutsche Freiwilligensurvey*, online: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/engagement-und-gesellschaft/engagement-staerken/freiwilligensurveys/der-deutsche-freiwilligensurvey-100090> (zuletzt abgerufen am 30.07.2024).
- Die Bundeswahlleiterin, *Europawahl 2024*, online: <https://www.bundeswahlleiterin.de/europawahlen/2024/ergebnisse/bund-99.html> (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- Cochran, Molly, »Jane Addams und ihre internationale Ethik eines sozialen Radikalismus. Globale Gerechtigkeit als realistische Utopie«, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 64.5 (2016), S. 740–756.
- Corsten, Michael / Michael Kauppert / Hartmut Rosa, *Quellen Bürgerschaftlichen Engagements. Die biographische Entwicklung von Wir-Sinn und fokussierten Motiven*, Wiesbaden 2008.
- Decker, Oliver / Johannes Kiess / Aylene Heller / Julia Schuler / Elmar Brähler, »Die Leipziger Autoritarismus Studie 2022: Methode, Ergebnisse und Langzeitverlauf«, in: Oliver Decker / Johannes Kiess / Aylene Heller / Elmar Brähler (Hg.), *Autoritäre Dynamiken in unsicheren Zeiten. Neue Herausforderungen – alte Reaktionen? Leipziger Autoritarismus Studie 2022*, Gießen 2022, S. 31–90.
- Deutsche Stiftung für Engagement und Ehrenamt, *Warum ist das Ehrenamt überhaupt so wichtig für unser Land?*, online: <https://www.deutsche-stiftung-engagement-und-ehrenamt.de/wir/#toggle-id-6> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- Deutscher Bundestag, *Demokratie*, online: <https://www.bundestag.de/services/glossar/glossar/D/demokratie-245374> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- Dewey, John, *Democracy and Education* (1916) (*The Middle Works: 1899–1924*, Bd. 9), hg. von Jo Ann Boydston, Carbondale 2008.
- Dewey, John, *Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik*, Weinheim/Basel 1993 [1916].

- Dewey, John, *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme*, Berlin/Wien 2001 [1927/1946].
- van Dyk, Silke / Tine Haubner, *Community-Kapitalismus*, Hamburg 2021.
- Festl, Michael G. (Hg.), *Handbuch Pragmatismus*, Stuttgart 2018.
- Gille, Christoph / Katja Jepkens, »Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Teilhabe und Ausschlüsse im Engagement. Ergebnisse empirischer Forschungsprojekte zu formellem und informellem Engagement (Voluntaris – Zeitschrift für Freiwilligendienste und zivilgesellschaftliches Engagement, Sonderband)*, Baden-Baden 2022, S. 7–14.
- Hollstein, Bettina, *Ehrenamt verstehen. Eine handlungstheoretische Analyse*, Frankfurt am Main / New York 2015.
- Hollstein, Bettina, »Happiness, the Common Good, and Volunteer Work«, in: Hartmut Rosa / Christoph Henning (Hg.), *The Good Life beyond Growth. New Perspectives*, London / New York 2018, S. 165–176.
- Hollstein, Bettina, »Nachhaltigkeit und Demokratie als Gegenstand der Hochschulbildung«, in: Kai Hafez / Susanne Frank / Bettina Hollstein / Dorothee Kimmich / Sandra Tänzer, *Demokratie, Transformation und Nachhaltigkeit. Gedenkschrift für Alexander Thumfart*, Berlin 2023, S. 57–72.
- Hollstein, Bettina, »Das Ehrenamt. Empirie und Theorie des bürgerschaftlichen Engagements«, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 31.03.2017, online: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/245597/das-ehrenamt-empirie-und-theorie-des-buergerschaftlichen-engagements/> (zuletzt abgerufen am 20.09.2024).
- Hollstein, Bettina / Hartmut Rosa, »Perspektive – Betriebliche Verantwortung und Unverfügbarkeit«, in: Bernhard Badura / Antje Ducki / Helmut Schröder / Markus Meyer (Hg.), *Fehlzeiten-Report 2022. Verantwortung und Gesundheit*, Heidelberg 2022, S. 69–81.
- Hollstein, Bettina, *Selbstwirksamkeit durch Ehrenamt. Was es braucht, damit sich benachteiligte Menschen engagieren. Forschungsergebnisse für Multiplikator*innen*, Erfurt 2023, online: https://www.uni-erfurt.de/fileadmin/fakultaet/max-weber-kolleg/Profilsseiten_Direktorat/Hollstein_Bettina/Publikationen/hollstein__ehrenamt__netzversion__highres.pdf (zuletzt abgerufen am 28.07.2024).
- Hollstein, Bettina, »Motivationen erforschen. Handlungsmotive ganzheitlich verstehen«, in: Christoph Gille / Andrea Walter / Hartmut Brombach / Benjamin Haas / Nicole Vetter (Hg.), *Zivilgesellschaftliches Engagement und Freiwilligendienste*, Baden-Baden 2024.
- Hollstein, Bettina, »Engagement in der Suppenküche. Gelingensbedingungen für das Engagement sozial benachteiligter Personen auf Grundlage einer pragmatistischen Analyse«, in: *Voluntaris, Sonderband »Wandel im Engagement«*, 2024, S. 63–75.
- Hollstein, Bettina, *Abschlussbericht des Projekts "Erfahrungen von sozial benachteiligten Menschen im ehrenamtlichen Engagement – Was können Organisationen für die Förderung des Engagements daraus lernen?"*, online:

- <https://www.uni-erfurt.de/max-weber-kolleg/personen/direktorium-personal/direktorium/bettina-hollstein/projekt-erfahrungen-von-sozial-benachteiligten-menschen-im-ehrenamtlichen-engagement-was-koennen-organisationen-fuer-die-foerderung-des-engagements-daraus-lernen/projektergebnisse> (zuletzt abgerufen am 30.07.2024).
- Honneth, Axel, *Kampf um Anerkennung*, Frankfurt am Main 1994.
- Interministerielle Arbeitsgruppe »Gesundheitliche Auswirkungen auf Kinder und Jugendliche durch Corona«, *Abschlussbericht*, Berlin/Bonn 2023, online: <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/214866/fbb00bcf0395b4450d1037616450cfb5/ima-abschlussbericht-gesundheitliche-auswirkungen-auf-kinder-und-jugendliche-durch-corona-data.pdf> (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- Jepkens, Katja / Liska Sehnert / Anne van Rießen, *Engagement mit Zukunft. Förderung der Selbstbestimmung und Teilhabe älterer Menschen im Sozialraum*, Baden-Baden 2022.
- Joas, Hans, *Die Kreativität des Handelns*, Frankfurt am Main 1996.
- Joas, Hans, *Die Entstehung der Werte*, Frankfurt am Main 1997.
- Jörke, Dirk, »John Deweys demokratischer Sozialismus«, in: Felix Petersen / Martin Seeliger / Hauke Brunkhorst (Hg.), *Pragmatische Sozialforschung. Für eine praktische Wissenschaft gesellschaftlichen Fortschritts*, Berlin 2021, S. 339–355.
- Kiess, Johannes / Alina Wesser-Saalfrank / Sophie Bose / Andre Schmidt / Elmar Brähler / Oliver Decker, *Arbeitswelt und Demokratie in Ostdeutschland. Erlebte Handlungsfähigkeit im Betrieb und (anti)demokratische Einstellungen* (Otto Brenner Stiftung – Arbeitspapier 64), Frankfurt am Main 2023, S. 7–17.
- Krause, Laura-Kristine / Jérémie Gagné, *Die andere deutsche Teilung. Zustand und Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft (More in Common)*, Berlin 2019, online: <https://www.dieandereteilung.de/> (zuletzt abgerufen am 18.07.2024).
- Krause, Laura-Kristine / Jérémie Gagné, *Zukunft, Demokratie, Miteinander. Was die deutsche Gesellschaft nach einem Jahr Preiskrise umtreibt (More in Common)*, Berlin 2023.
- Lessenich, Stephan / Steffen Mau, »Reziprozität und Wohlfahrtsstaat«, in: Frank Adloff / Steffen Mau (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt am Main 2005.
- Luks, Fred, *Ökonomie der Großzügigkeit. Wie Gesellschaften zukunftsfähig werden*, Bielefeld 2023.
- Neumann, Daniela, *Das Ehrenamt nutzen. Zur Entstehung einer staatlichen Engagementpolitik in Deutschland*, Bielefeld 2016.
- Mau, Steffen, *Ungleich vereint. Warum der Osten anders bleibt*, Berlin 2024.
- Mau, Steffen / Thomas Lux / Linus Westheuser, *Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft*, Berlin 2023.
- Mogge-Grotjahn, Hildegard, »Engagement als Ressource«, in: Benjamin Benz / Jürgen Boeckh / Hildegard Mogge-Grotjahn (Hg.), *Soziale Politik – Soziale Lage – Soziale Arbeit*, Wiesbaden 2010, S. 368–385, https://doi.org/10.1007/978-3-531-92549-3_21.
- Piorkowsky, Michael-Burkhard, *Hybride ökonomische Akteure und Organisationen. Anomalien, Normalität und Artefakte – eine Annäherung*, Wiesbaden 2023.

- Rausch, Elena / Whitney Hatton / Hauke Brettel / Martin Rettenberger, »Ausmaß und Entwicklung der Messerkriminalität in Deutschland. Empirische Erkenntnisse und kriminalpolitische Implikationen«, *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie* 16 (2022), S. 42–50, <https://doi.org/10.1007/s11757-021-00692-7>.
- Ricœur, Paul, *Das Selbst als ein Anderer*, München 2005 [1990].
- Ricœur, Paul, *Réflexion faite. Autobiographie intellectuelle. Présentation inédite d'Olivier Mongin*, Paris 2021 [1995].
- Rosa, Hartmut, »Spirituelle Abhängigkeitserklärung«. Die Idee des Mediopassiv als Ausgangspunkt einer radikalen Transformation«, in: Klaus Dörre / Hartmut Rosa / Karina Becker / Sophie Bose / Benjamin Seyd (Hg.), *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften (Berliner Journal für Soziologie, Sonderband)*, Wiesbaden 2019, S. 35–55.
- Rosa, Hartmut, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016.
- Rosa, Hartmut, *Unverfügbarkeit*, Wien/Salzburg 2018.
- Rosa, Hartmut, *Identität und kulturelle Praxis*, Frankfurt am Main 1998.
- Rosa, Hartmut, »Wie viel Selbstwirksamkeit braucht es für ein gutes Leben?«, in: *Weltbeweger. Blog der Universität Erfurt*, online: <https://weltbeweger.uni-erfurt.de/2019/10/04/hartmut-rosa-selbstwirksamkeit/index.html> (zuletzt abgerufen am 25.07.2024).
- Rosa, Hartmut, »Soziale Energie: »Diese Kraft zu verstehen, ist überlebenswichtig für uns alle«, in: *Wortmelder. Der Forschungsblog der Universität Erfurt*, 14.03.2024, online: <https://www.uni-erfurt.de/forschung/aktuelles/forschungsblog-wortmelder/soziale-energie-diese-kraft-zu-verstehen-ist-ueberlebenswichtig-fuer-uns-alle> (zuletzt abgerufen am 28.07.2024).
- Schönfelder, Ute, »(Un)Freiwillige Stützen des Wohlfahrtsstaates. Das Ehrenamt – ein Amt mit Schattenseiten«, in: *Lichtgedanken*, Forschungsjournal, online: https://www.lichtgedanken.uni-jena.de/Ausgabe_07_Unfreiwillige_Stuetzen_des_Wohlfahrtsstaates (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- Sennett, Richard, *Zusammenarbeit. Was die Gesellschaft zusammenhält*, Berlin 2012.
- Simonson, Julia / Nadiya Kelle / Corinna Kaufmann / Clemens Tesch-Römer, *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019*, Wiesbaden 2022.
- Simonson, Julia / Nadiya Kelle / Corinna Kaufmann / Clemens Tesch-Römer, »Unterschiede und Ungleichheiten im freiwilligen Engagement«, in: dies. (Hg.), *Freiwilliges Engagement in Deutschland*, S. 67–94.
- Statistisches Bundesamt, *Verbraucherpreisindex für Deutschland*, online: <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online?sequenz=tabelleErgebnis&selectionname=61111-0001&startjahr=1991#abreadcrumb> (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- Statista, *Gesamtzahl der offiziell gezählten Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine in Deutschland von März 2022 bis Juni 2024*, online: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/>

- 1294820/umfrage/kriegsfluechtlinge-aus-der-ukraine-in-deutschland/ (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- Statista, »Umfrage unter Personen in Deutschland zu Vereinsmitgliedschaft nach BIK-Regionen 2021«, veröffentlicht von P. Schmidt, 08.10.2024, online: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1116100/umfrage/umfrage-unter-personen-in-deutschland-zu-vereinsmitgliedschaft-nach-bik-regionen/#statisticContainer> (zuletzt abgerufen am 29.03.2025).
- Staub-Bernasconi, Silvia, *Systemtheorie, soziale Probleme und Soziale Arbeit: lokal, national, international. Oder: vom Ende der Bescheidenheit*, Bern/Stuttgart/Wien 1995.
- Streicher, Theresa, *Pragmatistische Soziale Arbeit. Zur Aktualität des Dialogs zwischen Philosophie und Sozialer Arbeit bei Jane Addams*, München 2022.
- Taylor, Charles, *Quellen des Selbst*, Frankfurt am Main 1994 [1989].
- Umweltbundesamt, *Klimafolgen Deutschland*, online: <https://www.umweltbundesamt.de/themen/klima-energie/klimafolgen-anpassung/folgen-des-klimawandels/klimafolgen-deutschland#strap-15396> (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- Voswinkel, Stephan, »Reziprozität und Anerkennung in Arbeitsbeziehungen«, in: Frank Adloff/ Steffen Mau (Hg.): *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt am Main 2005, S. 237–256.
- Wachs, Sebastian / Barbara Koch-Priewe / Andreas Zick (Hg.), *Hate Speech – Multidisziplinäre Analysen und Handlungsoptionen*, Wiesbaden 2021.
- Waks, Leonard J., »Introduction to Part I«, in: Leonard J. Waks / Andrea R. English (Hg.), *John Dewey's Democracy and Education. A Centennial Handbook*, New York 2017, S. 5–14.
- Wright, Erik Olin, *Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus*, Berlin 2017.

Anmerkungen

Vorbemerkung – Warum dieses Buch?

- 1 Vgl. Bettina Hollstein, *Ehrenamt verstehen. Eine handlungstheoretische Analyse*, Frankfurt am Main / New York 2015.
- 2 Vgl. Julia Simonson / Nadiya Kelle / Corinna Kaufmann / Clemens Tesch-Römer, *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019*, Wiesbaden 2022, sowie Hollstein, *Ehrenamt verstehen*, S. 43–45.
- 3 Zu den Ergebnissen vgl. Bettina Hollstein, »Engagement in der Suppenküche. Gelingensbedingungen für das Engagement sozial benachteiligter Personen auf Grundlage einer pragmatistischen Analyse«, in: *Voluntaris*, Sonderband »Wandel im Engagement«, 2024, S. 63–75, sowie der Abschlussbericht des Projekts »Erfahrungen von sozial benachteiligten Menschen im ehrenamtlichen Engagement – Was können Organisationen für die Förderung des Engagements daraus lernen?«, online: <https://www.uni-erfurt.de/max-weber-kolleg/personen/direktorium-personal/direktorium/bettina-hollstein/projekt-erfahrungen-von-sozial-benachteiligten-menschen-im-ehrenamtlichen-engagement-was-koennen-organisationen-fuer-die-foerderung-des-engagements-daraus-lernen/projektergebnisse> (zuletzt abgerufen am 30.07.2024).
- 4 Vgl. John Dewey, *Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik* (1916), Weinheim/Basel 1993, sowie John Dewey, *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme* (1927/1946), Berlin/Wien 2001.

1. Krisendiagnosen und wie sie den gesellschaftlichen Zusammenhalt bedrohen – insbesondere in Ostdeutschland

- 1 Laura-Kristine Krause / Jérémie Gagné, *Zukunft, Demokratie, Miteinander. Was die deutsche Gesellschaft nach einem Jahr Preiskrise umtreibt (More in Common)*, Berlin 2023, S. 5.
- 2 Vgl. ebd.
- 3 Dies schlägt sich auch in der Wahrnehmung der Menschen nieder, die soziale Themen (Inflationsbekämpfung, bezahlbarer Wohnraum, Begrenzung von Migration und bessere

- Altersversorgung) als die vier politischen Prioritäten vor der Bekämpfung des Klimawandels nennen. Vgl. Krause/Gagné, *Zukunft, Demokratie, Miteinander*, S. 22.
- 4 Dieses Thema ist speziell im Bundestagswahlkampf 2024/25 zentral gewesen.
- 5 Vgl. Steffen Mau, *Ungleich vereint. Warum der Osten anders bleibt*, Berlin 2024.
- 6 Vgl. ebd., S. 76.
- 7 Vgl. Statistisches Bundesamt, *Verbraucherpreisindex für Deutschland*, online: <https://www-genesis.destatis.de/genesis/online?sequenz=tabelleErgebnis&selectionname=61111-0001&startjahr=1991#abreadcrumb> (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- 8 Krause/Gagné, *Zukunft, Demokratie, Miteinander*, S. 9.
- 9 Vgl. Die Bundeswahlleiterin, *Europawahl 2024*, online: <https://www.bundeswahlleiterin.de/europawahlen/2024/ergebnisse/bund-99.html> (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- 10 Zur Thematik Hassrede vgl. Sebastian Wachs / Barbara Koch-Priewe / Andreas Zick (Hg.), *Hate Speech – Multidisziplinäre Analysen und Handlungsoptionen*, Wiesbaden 2021.
- 11 Vgl. Mau, *Ungleich vereint*, S. 113.
- 12 Vgl. ebd., S. 110.
- 13 Krause/Gagné, *Zukunft, Demokratie, Miteinander*, S. 16.
- 14 Vgl. Interministerielle Arbeitsgruppe »Gesundheitliche Auswirkungen auf Kinder und Jugendliche durch Corona«, *Abschlussbericht*, Berlin/Bonn 2023, online: <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/214866/fbb00bcf0395b4450d1037616450cfb5/ima-abschlussbericht-gesundheitliche-auswirkungen-auf-kinder-und-jugendliche-durch-corona-data.pdf> (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- 15 Vgl. Statista, *Gesamtzahl der offiziell gezählten Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine in Deutschland von März 2022 bis Juni 2024*, online: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1294820/umfrage/kriegsfluechtlinge-aus-der-ukraine-in-deutschland/> (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- 16 Vgl. Umweltbundesamt, *Klimafolgen Deutschland*, online: <https://www.umweltbundesamt.de/themen/klima-energie/klimafolgen-anpassung/folgen-des-klimawandels/klimafolgen-deutschland#strap-15396> (zuletzt abgerufen am 16.07.2024).
- 17 Vgl. Elena Rausch / Whitney Hatton / Hauke Brettel / Martin Rettenberger, »Ausmaß und Entwicklung der Messerkriminalität in Deutschland. Empirische Erkenntnisse und kriminalpolitische Implikationen«, *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie* 16 (2022), S. 42–50, <https://doi.org/10.1007/s11757-021-00692-7>.
- 18 »68 Prozent fühlen sich – auch angesichts aller Hilfsmaßnahmen – von der Politik in dieser Krise alleingelassen«; Krause/Gagné, *Zukunft, Demokratie, Miteinander*, S. 16.
- 19 Vgl. Mau, *Ungleich vereint*, S. 10 f.
- 20 Vgl. ebd., S. 26.
- 21 Ebd., S. 51 mit Bezug auf Holger Backhaus-Maul / Rudolf Speth, *Bürgerschaftliches Engagement und zivilgesellschaftliche Organisationen in Deutschland*, Bundeszentrale für politische Bildung, 16.11.2020, online: <https://www.bpb.de/themen/deutsche-einheit/lange-wege-der-deutschen-einheit/47178/buergerschaftliches-engagement-und-zivilgesellschaftliche-organisationen-in-deutschland/> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- 22 Ebd., S. 112.

2. Bürgerschaftliches Engagement – Eine Lösung zur Rettung der Demokratie?

- 1 Bereits 2012 hat Richard Sennett mit »Zusammenarbeit« eine ähnliche Antwort auf die Frage, was die Gesellschaft zusammenhält, gegeben. Vgl. Richard Sennett, *Zusammenarbeit. Was die Gesellschaft zusammenhält*, Berlin 2012.
- 2 Vgl. Hollstein, *Ehrenamt verstehen*, S. 35–40.
- 3 Holger Backhaus-Maul, *Engagement – eine überraschend wenig erforschte Handlungspraxis gesellschaftlichen Zusammenhalts*, Forschungsinstitut gesellschaftlicher Zusammenhalt, 16.01.2024, online: <https://fgzrisc.hypotheses.org/4553> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- 4 Vgl. Daniela Neumann, *Das Ehrenamt nutzen. Zur Entstehung einer staatlichen Engagementpolitik in Deutschland*, Bielefeld 2016.
- 5 Der Freiwilligensurvey wird seit 1999 alle fünf Jahre durchgeführt und stellt die größte Befragung zu Engagement in Deutschland dar. Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, *Der Deutsche Freiwilligensurvey*, online: <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/engagement-und-gesellschaft/engagement-staerken/freiwilligensurveys/der-deutsche-freiwilligensurvey-100090> (zuletzt abgerufen am 30.07.2024).
- 6 Deutsche Stiftung für Engagement und Ehrenamt, *Warum ist das Ehrenamt überhaupt so wichtig für unser Land?*, online: <https://www.deutsche-stiftung-engagement-und-ehrenamt.de/wir/#toggle-id-6> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- 7 Bundesministerium des Innern und für Heimat, *Ehrenamt – Motor der Demokratie*, online: <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/buergerschaftliches-engagement/buergerschaftliches-engagement-node.html;jsessionid=34D8EE31803D8D442CB5A208674CCFA8.live881> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- 8 Vgl. Deutscher Bundestag, *Demokratie*, online: <https://www.bundestag.de/services/glossar/glossar/D/demokratie-245374> (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- 9 John Dewey, *Demokratie und Erziehung*, S. 121.
- 10 »Der Mensch ist also nicht bloß *de facto* assoziiert, sondern er *wird* zu einem gesellschaftlichen Tier in der Fassung seiner Ideen, Gefühle und seines bewußten Verhaltens«, Dewey, *Die Öffentlichkeit*, S. 36. »Um verwirklicht zu werden, muß [die Idee der Demokratie] alle Formen menschlicher Assoziation, die Familie, die Schule, Wirtschaft, Religion erfassen«, ebd., S. 125.
- 11 Dewey betont in diesem Zusammenhang, dass gerade die Handlungen, die indirekte und unvermutete Auswirkungen für Menschen haben, Gegenstand der Öffentlichkeit sind. Vgl. Dewey, *Die Öffentlichkeit*, S. 44 und S. 97.
- 12 Um nicht immer Sportler und Sportlerinnen sowie Schüler und Schülerinnen zu schreiben, benutze ich gelegentlich die männliche oder die weibliche Form und meine immer alle.
- 13 Vgl. Leonard J. Waks, »Introduction to Part I«, in: Leonard J. Waks / Andrea R. English (Hg.), *John Dewey's Democracy and Education. A Centennial Handbook*, New York 2017, S. 5–14, hier S. 11 mit Bezug auf John Dewey, *Democracy and Education* (1916) (*The Middle Works: 1899–1924*, Bd. 9), hg. von Jo Ann Boydston, Carbondale 2008, S. 93.
- 14 Vgl. Robert Bellah / Richard Madsen / William M. Sullivan / Ann Swidler / Steven M. Tipton, *The Good Society*, New York 1992, S. 9.

- 15 Dewey verweist darauf, dass das Gemeinschaftsleben selbst und das Bewusstsein davon der Idee der Demokratie entsprechen. Vgl. Dewey, *Die Öffentlichkeit*, S. 129.
- 16 Vgl. Bettina Hollstein, »Nachhaltigkeit und Demokratie als Gegenstand der Hochschulbildung«, in: Kai Hafez / Susanne Frank / Bettina Hollstein / Dorothee Kimmich / Sandra Tänzer, *Demokratie, Transformation und Nachhaltigkeit. Gedenkschrift für Alexander Thumfart*, Berlin 2023, S. 57–72.
- 17 Vgl. Dewey, *Die Öffentlichkeit*, S. 133.
- 18 Vgl. Bettina Hollstein, »Happiness, the Common Good, and Volunteer Work«, in: Hartmut Rosa / Christoph Henning (Hg.), *The Good Life beyond Growth. New Perspectives*, London / New York 2018, S. 165–176, und Bettina Hollstein, »Das Ehrenamt. Empirie und Theorie des bürgerschaftlichen Engagements«, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 31.03.2017, online: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/245597/das-ehrenamt-empirie-und-theorie-des-buergerschaftlichen-engagements/> (zuletzt abgerufen am 20.09.2024).
- 19 Vgl. Theresa Streicher, *Pragmatische Soziale Arbeit. Zur Aktualität des Dialogs zwischen Philosophie und Sozialer Arbeit bei Jane Addams*, München 2022, S. 33 f.
- 20 Vgl. Hildegard Mogge-Grotjahn, »Engagement als Ressource«, in: Benjamin Benz / Jürgen Boeckh / Hildegard Mogge-Grotjahn (Hg.), *Soziale Politik – Soziale Lage – Soziale Arbeit*, Wiesbaden 2010, S. 368–385. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92549-3_21
- 21 Vgl. Silke van Dyk / Tine Haubner, *Community-Kapitalismus*, Hamburg 2021, sowie der Bericht von Ute Schönfelder im Forschungsjournal *Lichtgedanken* der Universität Jena vom Januar 2020, online: https://www.lichtgedanken.uni-jena.de/Ausgabe_07_Unfreiwillige_Stuetzen_des_Wohlfahrtsstaates (zuletzt abgerufen am 17.07.2024).
- 22 Van Dyk/Haubner, *Community-Kapitalismus*, S. 55.
- 23 Vgl. ebd., S. 94 ff.
- 24 Ebd., S. 103.
- 25 Vgl. ebd., S. 119 f.
- 26 Vgl. ebd., S. 122.
- 27 Vgl. ebd., S. 133 f.
- 28 Vgl. ebd., S. 134–149.
- 29 Mau, *Ungleich vereint*, S. 52.
- 30 Auf Silke van Dyk und Tine Haubner trifft dieser Vorwurf allerdings nicht zu, denn sie haben auch Interviews mit Engagierten geführt. Vgl. Laura Boemke / Silke van Dyk / Tine Haubner, »Freiwilligenarbeit als Ressource. Die Indienstnahme von Engagement und die subjektiven Perspektiven der Engagierten«, *WSI Mitteilungen* 74.6 (2021), S. 374–384.

3. Zuhören – Die Stimme der Engagierten

- 1 Vgl. Laura-Kristine Krause / Jérémie Gagné, *Die andere deutsche Teilung. Zustand und Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft (More in Common)*, Berlin 2019, online: <https://www.dieandereteilung.de/> (zuletzt abgerufen am 18.07.2024).
- 2 Vgl. Hollstein, »Engagement in der Suppenküche«, S. 64–66.
- 3 Christoph Gille / Katja Jepkens, »Einleitung«, in: dies. (Hg.), *Teilhabe und Ausschlüsse im Engagement. Ergebnisse empirischer Forschungsprojekte zu formellem und informellem*

Engagement (*Voluntaris – Zeitschrift für Freiwilligendienste und zivilgesellschaftliches Engagement*, Sonderband), Baden-Baden 2022, S. 7–14, hier S. 7.

4 Vgl. ebd.

5 Vgl. ebd.

6 Julia Simonson / Nadiya Kelle / Corinna Kaufmann / Clemens Tesch-Römer, »Unterschiede und Ungleichheiten im freiwilligen Engagement«, in: dies. (Hg.), *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2019*, Wiesbaden 2022, S. 67–94, hier S. 70.

7 Die Angaben beruhen auf acht längeren Einzelinterviews mit Engagierten, die im Jahr 2021 durchgeführt wurden, auf den Aussagen von insgesamt 22 Personen im Rahmen von zwei eintägigen Workshops mit allen Aktiven in der Suppenküche, die im Jahr 2022 stattfanden, sowie persönlichen Mitteilungen im Rahmen der Tätigkeit in der Suppenküche im Zeitraum 2019–2024.

8 Es wurden Interviews geführt mit drei ehemaligen Mitarbeitenden (alle Sozialarbeitende), die in unterschiedlichen Funktionen bei der christlichen Wohlfahrtsorganisation angestellt und mit der Suppenküche verbunden waren. Darüber hinaus wurden zwei Interviews mit gegenwärtigen Sozialarbeitenden geführt.

9 Diese durch ihren Glauben motivierte Person, die zur Gründung der Suppenküche beigetragen hat, blieb ihrer ›Berufung‹ zum direkten Dienst an den benachteiligten Menschen treu: Nach einer Umstrukturierung der Organisation, durch die die untergeordneten (städtischen) Ebenen wegfielen, wollte sie lieber weiter in der Beratung tätig sein und hat die ihr angetragene Führungsaufgabe auf höherer Ebene abgelehnt.

10 Unabhängig vom Status der jeweiligen Personen bezeichne ich sie als Engagierte, da ich sie bei ihren Aufgaben in der Suppenküche als sehr engagiert erlebt habe und sie fast alle Phasen von Ehrenamtlichkeit in der Suppenküche vorzuweisen haben. Ähnlich fällt auch das Urteil des Sozialarbeiters aus: »es [ist] mir einfach [...] wichtig [zu sagen], dass das Team einfach irgendwie super engagiert ist, die hier arbeiten, egal, in welchen Arbeitsverhältnissen sie hier sind. Die sind alle super engagiert«.

11 Die Engagierten selbst sprechen von Arbeitsamt statt von Jobcenter, was der offizielle Begriff der Agentur für Arbeit ist.

12 Arbeitsgelegenheiten (AGH) gemäß § 16d SGB II (Sozialgesetzbuch II) sind Förderinstrumente des Jobcenters zur Wiederherstellung oder Stabilisierung der Beschäftigungsfähigkeit. Sie werden häufig als 1-Euro-Jobs bezeichnet und gegenwärtig mit 1–2 EUR/Stunde für maximal 30 Stunden pro Woche vergütet (Mehraufwandsentschädigung). Gemeinwohlarbeit (ÖGB) wird entsprechend der Richtlinie zum Programm »Öffentlich geförderte Beschäftigung und gemeinwohlorientierte Arbeit in Thüringen« unterstützt. Förderfähig sind Zuschüsse im Umfang von 1,50 EUR/Stunde für maximal 30 Stunden pro Woche.

13 Die Zitate stammen aus den Interviews, wobei alle Namen der Engagierten geändert wurden. Unverständliche Teile oder weggelassene Passagen sind mit [...] gekennzeichnet, ebenso Einfügungen durch die Autorin.

14 Dies bestätigt auch der Sozialarbeiter: »Aber ich merke halt oft, dass Menschen, die hier arbeiten [...] die dann meistens hier irgendwie gut angekommen sind, dann um jeden Preis hier bleiben wollen. Auch viele sagen [...]: Die Maßnahme ist zu Ende, dann mache ich es ehrenamtlich jetzt. Gibt es eine Maßnahme? Okay, die ist zu Ende, dann mache ich jetzt ein BFD, okay, gut. Also irgendwie, dass wirklich Menschen hier sind, die seit 20 Jahren Maßnahme, Ehrenamt, BFD, Ehrenamt, Maßnahme, BFD – also seit 20 Jahren sind die [in

- der Suppenküche] beschäftigt und nie als Festangestellte, sondern immer in irgendwelchen verschiedenen Arbeitsverhältnissen, einfach um dem Ort hier erhalten bleiben zu können.«
- 15 Vgl. Stephan Lessenich / Steffen Mau, »Reziprozität und Wohlfahrtsstaat«, in: Frank Adloff / Steffen Mau (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt am Main 2005, S. 257–276.
- 16 Aufgrund von Sprachschwierigkeiten waren diese Personen nicht zu Interviews bereit. Die Aussagen beruhen auf persönlichen Gesprächen und Rückmeldungen im Rahmen der Workshops.
- 17 Laut der Autoritarismus-Studie stimmen 49,3 Prozent der Ostdeutschen der Aussage zu »Die Ausländer kommen nur hierher, um unseren Sozialstaat auszunutzen«, während dies nur von 21,5 Prozent der Westdeutschen bejaht wird. Die Aussage »Die Bundesrepublik ist durch die vielen Ausländer in einem gefährlichen Maß überfremdet« finden 38,4 Prozent der Befragten in Ostdeutschland und 22,7 Prozent in Westdeutschland richtig. Vgl. Oliver Decker / Johannes Kiess / Ayline Heller / Julia Schuler / Elmar Brähler, »Die Leipziger Autoritarismus Studie 2022: Methode, Ergebnisse und Langzeitverlauf«, in: Oliver Decker / Johannes Kiess / Ayline Heller / Elmar Brähler (Hg.), *Autoritäre Dynamiken in unsicheren Zeiten. Neue Herausforderungen – alte Reaktionen? Leipziger Autoritarismus Studie 2022*, Gießen 2022, S. 31–90, hier S. 46.
- 18 Vgl. Petra Böhnke / Olaf Groh-Samberg / Corinna Kleinert, »Folgen sozialer Ungleichheit«, *Informationen zur politischen Bildung*, Nr. 354/2023, online: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/izpb/soziale-ungleichheit-354/520847/folgen-sozialer-ungleichheit/> (zuletzt abgerufen am 04.09.2024).
- 19 Das Mittagsgebet in der Suppenküche ist nach dem Ende von Corona wieder eingeführt worden. Die Interviews wurden zum Teil noch zu der Zeit geführt, als Corona-Restriktionen galten, die das Mittagsgebet verhinderten.
- 20 Vgl. zur Motivation für Engagement Bettina Hollstein, »Motivationen erforschen. Handlungsmotive ganzheitlich verstehen«, in: Christoph Gille / Andrea Walter / Hartmut Brombach / Benjamin Haas / Nicole Vetter (Hg.), *Zivilgesellschaftliches Engagement und Freiwilligendienste*, Baden-Baden 2024, S. 867–875.

4. Beobachten – In welchem Kontext, unter welchen Bedingungen findet die Arbeit in der Suppenküche statt?

- 1 Der Pragmatismus ist eine Sozialphilosophie, die zwischen 1890 und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs für zentrale philosophische und politische Ideen die bestimmende intellektuelle Kraft in den USA war. Die prägenden Figuren waren William James, Charles Sanders Peirce, John Dewey und George Herbert Mead. Auch Jane Addams ist dem Pragmatismus zuzurechnen. Vgl. Michael G. Festl (Hg.), *Handbuch Pragmatismus*, Stuttgart 2018. Zentrale Annahmen des Pragmatismus sind: 1. Antiskeptizismus (die Untersuchung von realen Zweifeln und Problemen), 2. Fallibilismus (keine unbezweifelbaren Wahrheiten oder Dogmen), 3. keine Dichotomie von Werten und Tatsachen (sie stehen vielmehr in einem Wechselverhältnis) und 4. Primat der Praxis in konkreten Handlungssituationen. Vgl. Hollstein, *Ehrenamt verstehen*, S. 267–272.
- 2 Vgl. dazu die in Kapitel 2 dargestellte Kritik von van Dyk und Haubner.

- 3 Vgl. Hollstein, *Ehrenamt verstehen*, S. 402 f. mit weiteren Verweisen.
- 4 Für die Personen in Maßnahmen des Jobcenters sind spezielle Beratungsstunden vorgesehen.

5. Verstehen – Engagement, Resonanz, Demokratie

- 1 Hans Joas, *Die Kreativität des Handelns*, Frankfurt am Main 1996.
- 2 Vgl. hierzu ausführlich Hollstein, *Ehrenamt verstehen*, S. 272–304.
- 3 Vgl. Hollstein, »Motivationen erforschen«.
- 4 »Dankbarkeit stiftet beziehungsweise bestätigt soziale Verbundenheit. Ihr sprach Georg Simmel [...] eine elementare Bedeutung für den Zusammenhalt der Gesellschaft zu, weil sie die rechtliche Verpflichtung zur Gegenleistung durch eine emotionale ergänzt«; Stephan Voswinkel, »Reziprozität und Anerkennung in Arbeitsbeziehungen«, in: Frank Adloff / Steffen Mau (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt am Main 2005, S. 237–256, hier S. 250.
- 5 Ausführlicher dazu Hans Joas, *Die Entstehung der Werte*, Frankfurt am Main 1997.
- 6 Damit ist nicht gemeint, dass Handeln und Erleiden sich ausschließen, vielmehr stimme ich Paul Ricoeur zu, der die Untrennbarkeit von Passivität und Aktivität, von Erleiden und Handeln, von Gegeben-Sein und Geben-Können betont hat; vgl. Paul Ricoeur, *Réflexion faite Autobiographie intellectuelle. Présentation inédite d'Olivier Mongin* (1995), Paris 2021. Einen ähnlichen Punkt betont Hartmut Rosa in seiner Auseinandersetzung mit dem Mediopassiv; Hartmut Rosa, »Spirituelle Abhängigkeitserklärung«. Die Idee des Mediopassiv als Ausgangspunkt einer radikalen Transformation«, in: Klaus Dörre / Hartmut Rosa / Karina Becker / Sophie Bose / Benjamin Seyd (Hg.), *Große Transformation? Zur Zukunft moderner Gesellschaften (Berliner Journal für Soziologie, Sonderband)*, Wiesbaden 2019, S. 35–55.
- 7 Allerdings steht die Anerkennung in Arbeitsverhältnissen immer unter dem Vorbehalt der Ökonomie, das heißt, wenn sich die Arbeitsbeziehung für das Unternehmen nicht mehr rentiert, endet der Spielraum für die Anerkennung. Vgl. Voswinkel, »Reziprozität und Anerkennung in Arbeitsbeziehungen«, S. 246.
- 8 Vgl. ebd., S. 250.
- 9 Vgl. Bettina Hollstein / Hartmut Rosa, »Perspektive – Betriebliche Verantwortung und Unverfügbarkeit«, in: Bernhard Badura / Antje Ducki / Helmut Schröder / Markus Meyer (Hg.), *Fehlzeiten-Report 2022. Verantwortung und Gesundheit*, Heidelberg 2022, S. 69–81.
- 10 Vgl. zu hybriden Organisationen, die sich zwischen Ökonomie und Gemeinwohl bewegen, Michael-Burkhard Piorkowsky, *Hybride ökonomische Akteure und Organisationen. Anomalien, Normalität und Artefakte – eine Annäherung*, Wiesbaden 2023.
- 11 Vgl. Voswinkel, »Reziprozität und Anerkennung in Arbeitsbeziehungen«, S. 254.
- 12 Katja Jepkens / Liska Sehnert / Anne van Rießen, *Engagement mit Zukunft. Förderung der Selbstbestimmung und Teilhabe älterer Menschen im Sozialraum*, Baden-Baden 2022, S. 35.
- 13 Vgl. van Dyk/Haubner, *Community-Kapitalismus*, S. 155.
- 14 Die Thematik des Eigentums war auch für John Dewey von hoher Relevanz, der sich für einen demokratischen Sozialismus einsetzte. »Ein wesentlicher Aspekt hierfür war die Infragestellung des sakralen Charakters des Eigentumsrechts«; Dirk Jörke, »John Deweys demokratischer Sozialismus«, in: Felix Petersen / Martin Seeliger / Hauke Brunkhorst

- (Hg.), *Pragmatistische Sozialforschung. Für eine praktische Wissenschaft gesellschaftlichen Fortschritts*, Berlin 2021, S. 339–355, hier S. 354.
- 15 Van Dyk/Haubner, *Community-Kapitalismus*, S. 159.
- 16 Ebd., S. 161.
- 17 Vgl. Lessenich/Mau, »Reziprozität und Wohlfahrtsstaat«, S. 259.
- 18 Ebd., S. 261.
- 19 Vgl. ebd., S. 264 f.
- 20 Jane Addams, *Democracy and Social Ethics*, New York / London 1905, S. 151 (meine Übersetzung). (»The most unambitious reform, recognizing the necessity for this consent, makes for slow but sane and strenuous progress, while the most ambitious of social plans and experiments, ignoring this, is prone to failure.«)
- 21 Vgl. Hartmut Rosa, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, Berlin 2016, S. 281–298.
- 22 Vgl. Hartmut Rosa, *Unverfügbarkeit*, Wien/Salzburg 2018.
- 23 Vgl. Charles Taylor, *Quellen des Selbst* (1989), Frankfurt am Main 1994.
- 24 Vgl. Michael Beetz / Michael Corsten / Hartmut Rosa / Torsten Winkler, *Was bewegt Deutschland? Sozialmoralische Landkarten engagierter und distanzierter Bürger in Ost- und Westdeutschland*, Weinheim 2014, S. 291.
- 25 Ebd., S. 293.
- 26 Vgl. auch Michael Corsten / Michael Kauppert / Hartmut Rosa, *Quellen Bürgerschaftlichen Engagements. Die biographische Entwicklung von Wir-Sinn und fokussierten Motiven*, Wiesbaden 2008. In diesem Band benennen die Autoren neben dem ›Wir-Sinn‹ ›fokussierte Motive‹, die eine biografische Relevanz in der jeweiligen Lebenssituation haben, als weitere Quelle für bürgerschaftliches Engagement.
- 27 Vgl. die Überlegungen von Charles Taylor zu identitätsbestimmenden sozialmoralischen Landkarten; Taylor, *Quellen des Selbst*, S. 52 ff. Vgl. auch Hartmut Rosa, *Identität und kulturelle Praxis*, Frankfurt am Main 1998, S. 112 ff.
- 28 Vgl. Beetz et al., *Was bewegt Deutschland?*, S. 308.
- 29 Ebd., S. 310.
- 30 Vgl. Hartmut Rosa, »Wie viel Selbstwirksamkeit braucht es für ein gutes Leben?«, in: *Weltbeweger. Blog der Universität Erfurt*, online: <https://weltbeweger.uni-erfurt.de/2019/10/04/hartmut-rosa-selbstwirksamkeit/index.html> (zuletzt abgerufen am 25.07.2024).
- 31 Vgl. Albert Bandura, »Self-Efficacy. Toward a Unifying Theory of Behavioral Change«, *Psychological Review* 84 (1977), S. 191–215; ders., »Self-Efficacy Mechanism in Human Agency«, *American Psychologist. Journal of the American Psychological Association* 37 (1982), S. 122–147; ders., »Perceived Self-Efficacy in Cognitive Development and Functioning«, *Educational Psychologist* 28 (1993), S. 117–148, zitiert nach Rosa »Wie viel Selbstwirksamkeit braucht es für ein gutes Leben?«.
- 32 Vgl. Rosa, »Wie viel Selbstwirksamkeit braucht es für ein gutes Leben?«.
- 33 Bandura, »Perceived Self-Efficacy in Cognitive Development and Functioning«, S. 118 (Übersetzung Hartmut Rosa).
- 34 Vgl. Rosa, »Wie viel Selbstwirksamkeit braucht es für ein gutes Leben?«.
- 35 Ebd.
- 36 Beetz et al., *Was bewegt Deutschland?*, S. 120.
- 37 Vgl. ebd., S. 390.

- 38 Mau, *Ungleich vereint*, S. 103, mit Bezug auf Steffen Mau / Thomas Lux / Linus Westheuser, *Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft*, Berlin 2023, S. 399 ff.
- 39 Mau, *Ungleich vereint*, S. 103 mit Verweis auf Johannes Kiess / Alina Wesser-Saalfrank / Sophie Bose / Andre Schmidt / Elmar Brähler / Oliver Decker, *Arbeitswelt und Demokratie in Ostdeutschland. Erlebte Handlungsfähigkeit im Betrieb und (anti)demokratische Einstellungen* (Otto Brenner Stiftung – Arbeitspapier 64), Frankfurt am Main 2023, S. 7–17.
- 40 Mau, *Ungleich vereint*, S. 109 f.
- 41 Im Folgenden stütze ich mich in Bezug auf die Analyse der Bedeutung von Jane Addams als pragmatistische Philosophin und Begründerin der Sozialen Arbeit auf die Untersuchung von Theresa Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*.
- 42 Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 35.
- 43 Ebd., S. 36.
- 44 Im Engagement geht es nicht um soziologische Reallabore, sondern um den Wunsch »to use synthetically and directly whatever knowledge they, as a group, may possess, to test its validity and to discover the conditions under which this knowledge may be employed«; Jane Addams, »A Function of the Social Settlement« (1899), in: dies., *On Education*, hg. von Ellen Condliffe Lagemann, New York / London 1994, S. 74–97, hier S. 77.
- 45 Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 39.
- 46 Vgl. ebd., S. 40 f.
- 47 Vgl. Jane Addams, »Educations Methods« (1902), in: dies., *On Education*, S. 98–119, hier S. 113.
- 48 Vgl. Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 119.
- 49 Jane Addams, »Recreation as a Public Function in Urban Communities« (1912), in: dies., *On Education*, S. 186–191, hier S. 187.
- 50 Vgl. Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 41 f. unter Bezugnahme auf Jane Addams, *Peace and Bread in Time of War* (1922), Urbana/Chicago 2002.
- 51 Vgl. Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 54.
- 52 Vgl. Ebd., S. 50 ff., und Addams, »Recreation as a Public Function«, S. 187 f.
- 53 Vgl. Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 132.
- 54 Vgl. den aufschlussreichen Sammelband *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, hg. von Frank Adloff und Steffen Mau, Frankfurt am Main 2005.
- 55 Vgl. Voswinkel, »Reziprozität und Anerkennung in Arbeitsbeziehungen«, S. 244 f.
- 56 Vgl. ebd., S. 249 in Anlehnung an Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung*, Frankfurt am Main 1994.
- 57 Vgl. etwa Frank Adloff / Steffen Sigmund, »Die gift economy moderner Gesellschaften. Zur Soziologie der Philanthropie«, in: Frank Adloff, Steffen Mau (Hg.), *Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität*, Frankfurt am Main 2005, S. 211–235, oder Hollstein, *Ehrenamt verstehen*, S. 298–304.
- 58 Das Hull House wurde 1889 von Jane Addams und Ellen Gates Starr in Chicago im Kontext der »Settlement Bewegung« gegründet, die der Ausgangspunkt für sozialreformerische Gemeinwesenarbeit war. Es bot unter anderem Bildungsangebote für Erwachsene an und richtete sich in erster Linie an arme Einwandernde, speziell Frauen und Kinder.
- 59 Vgl. Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 71 ff.
- 60 Silvia Staub-Bernasconi, *Systemtheorie, soziale Probleme und Soziale Arbeit: lokal, national, international. Oder: vom Ende der Bescheidenheit*, Bern/Stuttgart/Wien 1995, S. 65.
- 61 Vgl. Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 75 ff.

- 62 Vgl. ebd., S. 62 f.
- 63 Vgl. ebd., S. 206 ff., sowie zum Konzept der realistischen Utopie im Pragmatismus von Jane Addams: Molly Cochran, »Jane Addams und ihre internationale Ethik eines sozialen Radikalismus. Globale Gerechtigkeit als realistische Utopie«, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 64.5 (2016), S. 740–756. Vgl. auch das Konzept ›realer Utopien‹ von Erik Olin Wright, mit dem er einen Prozess der Transformation des Kapitalismus vorschlägt, indem er davon ausgeht, »dass in den Räumen und Rissen innerhalb kapitalistischer Wirtschaften emanzipatorische Alternativen aufgebaut werden und zugleich um die Verteidigung und Ausweitung dieser Räume gekämpft wird. Reale Utopien sind Institutionen, Verhältnisse und Praktiken, die in der Welt, wie sie gegenwärtig beschaffen ist, entwickelt werden können, die dabei aber die Welt, wie sie sein könnte, vorwegnehmen und dazu beitragen, dass wir uns in dieser Richtung voranbewegen«; Erik Olin Wright, *Reale Utopien. Wege aus dem Kapitalismus* (2010), Berlin 2017, S. 11. Wie der Pragmatismus geht auch Wright von der vorhandenen Situation aus. Inwiefern eine Suppenküche eine demokratisch verwaltete Institution darstellen könnte, ist eine empirische Frage, die hier nicht beantwortet werden kann.
- 64 Vgl. Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 228 f. Vgl. auch Bellah et al., *The Good Society*, S. 292.
- 65 Vgl. Streicher, *Pragmatistische Soziale Arbeit*, S. 165.
- 66 Vgl. Addams, »A Function of the Social Settlement«, S. 97.
- 67 Bellah et al. verweisen auf die Bedeutung von Aufmerksamkeit für die Qualität von Institutionen; vgl. *The Good Society*, S. 256.

6. Wider die Resignation – Was wir tun können

- 1 Mau, *Ungleich vereint*, S. 145.
- 2 Vgl. ebd., S. 111.
- 3 Zu Recht warnt Fred Luks vor Texten, deren Diagnose und Therapie zur Rettung der Welt in einem groben Missverhältnis stehen. Der Anspruch ist hier viel bescheidener und passt sich durchaus in ein Paradigma der Großzügigkeit ein. Vgl. Fred Luks, *Ökonomie der Großzügigkeit. Wie Gesellschaften zukunftsfähig werden*, Bielefeld 2023, hier besonders S. 205.
- 4 Vgl. »Umfrage unter Personen in Deutschland zu Vereinsmitgliedschaft nach BIK-Regionen 2021«, veröffentlicht von P. Schmidt, 08.10.2024, online: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1116100/umfrage/umfrage-unter-personen-in-deutschland-zu-vereinsmitgliedschaft-nach-bik-regionen/#statisticContainer> (zuletzt abgerufen am 29.03.2025).
- 5 Hartmut Rosa, »Soziale Energie: ›Diese Kraft zu verstehen, ist überlebenswichtig für uns alle‹«, in: *Wortmelder. Der Forschungsblog der Universität Erfurt*, 14.03.2024, online: <https://www.uni-erfurt.de/forschung/aktuelles/forschungsblog-wortmelder/soziale-energie-diese-kraft-zu-verstehen-ist-ueberlebenswichtig-fuer-uns-alle> (zuletzt abgerufen am 28.07.2024).
- 6 Vgl. Bettina Hollstein, *Selbstwirksamkeit durch Ehrenamt. Was es braucht, damit sich benachteiligte Menschen engagieren. Forschungsergebnisse für Multiplikator*innen*, Erfurt 2023, online:

https://www.uni-erfurt.de/fileadmin/fakultaet/max-weber-kolleg/Profileseiten_Direktorat/Hollstein_Bettina/Publikationen/hollstein__ehrenamt__netzversion__highres.pdf (zuletzt abgerufen am 28.07.2024).

- 7 Bellah et al. verweisen darauf, dass nur Institutionen, die sich periodisch in Bezug auf ihre moralischen Grundlagen hinterfragen und beleben lassen, überleben und wachsen können; *The Good Society*, S. 41.
- 8 Vgl. Paul Ricœur, *Das Selbst als ein Anderer* (1990), München 2005, S. 210.